

Johannes Blankenburg

**Die Christustat : Ein Beitrag zum Verständnis des Erlösungswerkes Jesu, für  
Theologen und Nichttheologen; nebst einem Anhang über den  
Stellvertretungsgedanken in der Dichtung**

Gotha: Friedrich Emil Perthes, 1909

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726680991>

Druck Freier  Zugang



OCR-Volltext



557.

# Die Christustat

Ein Beitrag zum Verständnis des Erlösungs-  
werkes Jesu

für Theologen und Nichttheologen

nebst einem Anhang

über

den Stellvertretungsgedanken in der Dichtung

Von

**Johannes Blankenburg**

Pfarrer in Emleben (Herzogtum Gotha)



Friedrich Emil Perthes - Gotha

1909

# Die Christustat

Ein Beitrag zum Verständniß des Erlösungswerkes  
Jesu, für Theologen und Nichttheologen; nebst einem  
Anhang über den Stellvertretungsgedanken in der  
Dichtung

Von

**Johannes Blaukenburg**

Pfarrer in Emleben (Herzogtum Gotha)

*Signatur der Kirchenbibliothek  
v. H. Petri*



*No. 557.*

Gotha

Friedrich Emil Perthes

1909



## Vorwort.

---

Die nachfolgende Schrift ist eine Fortsetzung meiner Schrift „Für den Christusblauben“; doch ist sie in sich abgeschlossen und selbständig. Beide gehören zusammen so wie die Lehre von Christi Person und Christi Werk. Auch diesmal wieder ist es mein Bestreben gewesen, möglichst klar und faßlich zu schreiben, sodaß die Ausführungen für gebildete Nichttheologen ohne weiteres verständlich sind. Andererseits hoffe ich, den vorliegenden Gegenstand, der ja von höchster Wichtigkeit ist, doch zugleich so behandelt zu haben, daß auch die Theologen nicht achtlos daran vorübergehen, sondern in der Abhandlung einen bescheidenen Beitrag zur Lösung der Probleme, die man unter der Bezeichnung „Lehre von der Veröhnung“ zusammenzufassen pflegt, sehen werden. Wer sich aus Beruf oder aus innerem Bedürfnis oder auch aus beidem mit der Kernfrage des christlichen Glaubens beschäftigen will, dem möchte diese Schrift ein wenig Handreichung tun.

Der Verfasser.

Es war sehr wertvoll, daß vor einigen Jahren die Frage nach dem Wesen des Christentums gestellt wurde, und daß es gelang, für diese Frage das Interesse der großen Öffentlichkeit zu erwecken. Nur hätten die Erörterungen nicht die Form eines Parteistreites annehmen dürfen, sondern es hätte allein ein sachliches Interesse sein müssen, das an die Frage heranführte, und dies müßte auch ein fortdauerndes und bleibendes sein. Man könnte sich gar nichts Erfreulicheren denken, als wenn weithin in unserem Volk bis hinunter in die einfachen Kreise der Bevölkerung, so weit sie anfangen, am geistigen Leben teilzunehmen, aus der Tiefe quellend ein Fragen entstünde nach dem Wesen des Christentums. Die allermeisten wollen ja noch Christen sein; sind es aber oft in einer so wenig charaktervollen Weise, daß man sich wundert, wie sie sich als denkende Menschen oder gar als Menschen mit einer ausgeprägten Innerlichkeit damit zufrieden geben können. Man kann wohl sagen, daß die Charakterlosigkeit in religiösen Dingen in vielen Kreisen förmlich eine stillschweigende Übereinkunft ist. Möglichst wenig davon reden, möglichst wenig danach handeln und selbst kaum wissen, wie man es meint, scheint da fast



Grundsatz zu sein. Was wäre also wünschenswerter, als daß die Frage nach dem Wesen und Kern des christlichen Glaubens, der Form des Parteistrites entkleidet, in ihrer ganzen sachlichen Größe und Bedeutung wieder viele in Geist und Gemüt beschäftigte? Wir meinen, an diesem Punkte einzusetzen, ist die größte Aufgabe der popularisierenden Theologie, wenn sie heutzutage mit Recht am Werke ist, ihre Resultate, so weit sie für die Allgemeinheit von Bedeutung sind, für diese auch fruchtbar zu machen.

Die Frage, was Christentum heißt und ist, kann man nun in verschiedener Weise zu beantworten suchen. Man kann historisch darstellen wie das Christentum zuerst ausgesehen hat, und was im Laufe der Geschichte aus ihm geworden ist, und dabei fragen, was an den zeitweiligen Auffassungen das Wesentliche war und das Bleibende ist (Adolf Harnack, das Wesen des Christentums), oder man kann theoretisch erörtern, welches der Gehalt der verschiedenen hauptsächlichsten Lehren des Christentums ist, wie sie sich heute unserem Denken darstellen, und inwiefern sie für unseren Glauben wertvoll sind (Reinhold Seeberg, Die Grundwahrheiten der christlichen Religion). Ein dritter Weg aber ist der, daß man versucht, an das Zentrum des Christentums heranzudringen, die eine Kernwahrheit, von der auf alles andere Licht fällt, klar zu erfassen. Dieser dritte Weg soll im folgenden beschritten werden. Es leuchtet dann ohne weiteres ein, daß wir bei dem, was Christus selbst gewollt und getan hat, einsetzen müssen. Das muß erst einmal feststehen. Aber wenn hier auch

daß geschichtliche Verständnis unerläßlich ist, soll doch unser Verfahren nicht das sein, daß wir uns in die Gedankenwelt und die Farbengebung jener Zeit möglichst hineinzuversetzen suchen, sondern unser Abzielen geht darauf, die Dinge so zu begreifen, wie sie heute für unsere Gedanken- und Herzenswelt unmittelbar faßlich und bedeutungsvoll sind.

Man kann die eigentlichsite Bedeutung Jesu und damit das Zentrum des Christentums in dem Vorbild Jesu, in seiner Lehre, oder aber auch in seiner Erlösungstat erblicken. Gewiß ist das Vorbild des reinen, gotterfüllten Lebens Jesu etwas einzig Großes. Und zwar erfassen wir seine Vorbildlichkeit noch tiefer, wenn wir nicht nur an sein äußerlich erkennbares Tun und Handeln denken, sondern auch an sein durchscheinendes Innenleben in seiner ganzen Innigkeit, Fülle und Kraft. Welch' ein unvergleichliches Menschheitsideal, des Nachstrebens wahrhaft wert! Dennoch den Kern der Bedeutung Jesu nicht darin zu finden, zwingt uns die Beobachtung, daß er keineswegs in jeder Beziehung ein Vorbild für uns ist. Er hat trotz seiner Bereitwilligkeit, sich zu bücken und den andern zu dienen, doch zugleich ein so hohes Selbstbewußtsein, ein so eigentümliches Herrengefühl den Menschen gegenüber bewiesen, daß uns das bei jedem anderen Menschen außer ihm, selbst dem genialsten und besten, aufs äußerste mißfallen würde. Die bekanntesten Aussprüche Jesu wie z. B. das herrliche, so trostkräftige Wort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und be-



laden seid, ich will euch erquicken!“ schließen die Vorbildlichkeit völlig aus.

Hält man aber für das Wichtigste, das Bleibende an Jesus seine Lehre, so wird man als ihren Hauptinhalt das ansehen, daß Gott unser liebender Vater ist, und daß wir als Kinder dieses Vaters im Himmel untereinander Brüder sind, die sich einander lieben sollen. Eine ernstere Wendung gibt man dieser Auffassung noch, wenn man dabei zugleich auch die Heiligkeit Gottes betont. Nun erfährt diese Anschauung zwar insofern eine gewisse Abschwächung, als wir durch genauere Bekanntschaft mit der Religionsgeschichte in Erfahrung gebracht haben, daß die hauptsächlichsten Gedanken der Lehre Jesu auch schon vor ihm und neben ihm vertreten worden sind. Aber man kann doch dem gegenüber geltend machen, daß sie bei ihm in einer ganz besonderen Reinheit, Kraft und wunderbar klaren Verbindung auftreten. Immerhin dürfte man, wenn er wesentlich nur der große, weise Lehrer gewesen ist, seine Bedeutung nicht schwärmerisch übertreiben und ihn nicht förmlich zum Gegenstand religiöser Verehrung machen. Wenn man jedoch seine Worte genauer nachprüft und sein ganzes Verhalten und Handeln recht erwägt, so findet man sich ganz deutlich hinausgewiesen über seine wahrheitstiefe Lehre und sein erhabenes Musterleben auf sein Heilandswirken, auf seine Erlösungstat, und erkennt hierin das Wesentlichste seines allen geltenden Berufes. Daß dies die richtige Auffassung ist, bedarf wegen der sich widersprechenden Meinungen zunächst des Beweises.

Keine Frage ist, daß die, welche nach dem Hinscheiden Jesu seine Sache führten, in seinem Tode diese seine Erlösungstat erblickt haben. Sie haben mehr darin gesehen als nur sein Ende, sei es ein höchst bedauerliches, sei es ein besonders ergreifendes Ende. Durch seine Auferstehung fiel für sie ein helles Licht auf seinen Tod, und so verstanden sie ihn denn als die Christustat, das heißt, als die Tat des Messias, durch welche Gott Heil gegeben hat.

Man mag vom Brief des Jakobus absehen, die übrigen Schriften des neuen Testaments sind in einem solchen Maße Zeugen dafür, daß hier kein Zweifel möglich ist. Paulus macht in der gewaltigen Gedankensführung seiner Hauptschriften das Kreuz Christi zum Mittelpunkt seiner Heilsverkündigung. „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten.“ 1. Kor. 2, 2. Der Brief an die Hebräer hat den Opfertod Jesu zu seinem Thema. Zwei so wichtige Schriften wie der erste Brief des Petrus und der erste Brief des Johannes stimmen deutlich mit ein, der erstere, in welchem es heißt: „Christus hat für unsre Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns zu Gott führte,“ 1. Petri 3, 18, der letztere, der das Wort enthält: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde!“ 1. Joh. 1, 7. Die Offenbarung Johannis läßt uns im Geist das „Lamm“ erschauen, das „erwürgt“ ist und mit seinem Blut die Gläubigen aus allen Völkern und Zungen Gott erkauft hat. Offb. 5, 6 ff.



Wenn man in dem Zeitalter nach dem Hingange Jesu so über seinen Tod gedacht hat, so dürfte es sehr schwer sein, eine befriedigende Erklärung dafür zu finden, wenn es nicht aus dem Ereignis selbst verständlich wird. Zu bedenken ist dabei auch, daß die Anschauungen über den Tod Jesu durchaus nicht etwa nur eine Lehre, oder, wie man wohl auch sagt, Dogmatik der ersten christlichen Theologen, sondern daß sie vielmehr Ausdruck des Glaubens und zwar eines sehr ernstlichen und sehr herzlichen Glaubens der Urchristenheit waren. Man müßte die neuteamentlichen Schriften ganz ohne die Fähigkeit des Nachempfindens lesen, wenn man das nicht erkennen wollte. Doch dadurch sind wir dem noch nicht überhoben, selbst zu prüfen und zu fragen, ob in dem Ereignis des Todes Jesu wirklich ein Anlaß liegt anzunehmen, daß er zur Erlösung der Menschen geschehen sei. Wahrhaftig eine große wichtige Frage, zu deren Beantwortung reine, ernste Sachlichkeit nötig, die Denkbequemlichkeit aber des gewohnheitsmäßigen Urtheilens bei Zustimmung oder Ablehnung sehr vom übel ist!

Da ist nun zunächst die Vorfrage zu beantworten, ob es Jesu eigene Meinung gewesen ist, daß sein Tod eine besondere Bedeutung habe. Dabei treffen wir wieder mit der Frage zusammen, ob sich in seinem Reden und Tun etwas findet, was über seine Lehre und über seine Vorbildlichkeit hinausweist. Es kommt hier wohl nicht allzuviel darauf an, wie man darüber denkt, von wann an Jesus mit seinem gewaltsamen Tode gerechnet

hat. Halten wir uns an die Zeit, wo er offenbar diesen Ausgang klar und bestimmt vor sich erblickt hat. Da wird man zunächst trotz der Stellen, die ihn von Bangigkeit ergriffen und niedergebeugt zeigen, nicht bestreiten wollen, daß er im ganzen der letzten Stunde mit starker Entschlossenheit und erhabener Würde ins Auge gesehen hat. Der Menschheit größter Held im geistigen Ringen hat darin hinter den Helden des physischen Mutes in der Weltgeschichte wahrlich nicht zurückgestanden. Aber es wäre doch falsch, die würdevolle Festigkeit, mit der Jesus dem frühen Sterben entgegengegangen ist, nur als Mut zu deuten. Es ist vielmehr nicht zu verkennen, daß er tatsächlich selbst etwas ganz Besonderes dabei im Sinne gehabt hat.

Mit ganz eigentümlichen Worten redet Jesus von seinem Leiden und von seinem Tode. „Ich bin gekommen,“ sagt er, „daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennte schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde.“ Luk. 12, 49 f. Er hat also das Feuer noch nicht angezündet, sondern er wird es erst anzünden. Vorbedingung dafür ist, daß er erst hineingetaucht wird, — dies die Bedeutung des Wortes taufen, — in das schmerzlichste Widerfahrnis, wobei doch nur an sein Leiden und Sterben gedacht werden kann. Mindestens sein Leiden wird somit hier ganz deutlich als das brennende Scheit bezeichnet, mit welchem er das Feuer seines Wirkens auf Erden anzünden will. An die Erzählung des Gleichnisses von den Weingärt-



nern, die nicht nur die Knechte, sondern auch den lieben Sohn des Weinbergbesizers umbringen, knüpft Jesus das Zitat aus dem 118. Psalm: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unseren Augen!“ Matth. 21, 42. Aus diesem Zusammenhange ergibt sich: Seine Verwerfung, sein Tod hat grundlegende Bedeutung; der Bau des Heiles wird dadurch getragen. Die Stelle Matth. 20, 28: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele!“ ist bei der Behandlung unserer Frage besonders umstritten. Man mag auch eine verschiedene Deutung der Worte für möglich halten, jedenfalls aber kann man nicht wegleugnen, daß Jesus hier der Hingabe seines Lebens einen ganz besonderen, einzigartigen Wert beimißt. Ebenso wird es nie gelingen, aus den Worten Jesu beim Passahmahl, die wir als die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles anzusehen pflegen, hinwegzudeuten, daß sie den Tod Jesu als segensvoll erscheinen lassen.

Ob es aber auch sehr eigenartige, wichtige Aussprüche sind, in denen Jesus über den Sinn seines Sterbens geredet hat, so sind sie doch immerhin vereinzelt. Außer ihnen kommt jedoch auch, man könnte sagen, seine ganze Haltung auf dem letzten Wege nach Jerusalem mit den sie begleitenden und erklärenden Worten in Betracht. Die drei ersten, sogenannten synoptischen Evangelien berichten übereinstimmend, daß Jesus wiederholt mit Worten, die

eine gewisse Feierlichkeit an sich tragen, sein bevorstehendes Ende angekündigt habe. Man mag darüber streiten, ob Jesus wirklich solche Einzelheiten vorausgesagt habe, wie die, daß er durch Kreuzigung getötet werden würde, oder ob nicht vielleicht die Jünger solche Züge den Vorgängen, die sie dann miterlebt hatten, entnommen und nachträglich in der Erinnerung unwillkürlich in die früheren Worte des Meisters eingetragen hätten. So viel aber bleibt nach diesen Stellen unzweifelhaft, daß Jesus mit klarem Bewußtsein seinem Tode als etwas göttlich Notwendigem, ja man kann sagen, als etwas selbst Gewollten entgegengegangen ist. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die seltsame Art seines Einzuges in die Landeshauptstadt, bei dem er sich als Messias und König ausgibt, obgleich er in das Reich des Todes reitet. Und als die Vorgänge beginnen, die das Äußerste und Schwerste über ihn gebracht haben, da zeigt er wieder durch seine Haltung und durch seine Worte, daß sein eigener Wille maßgebend ist, und damit doch also, daß er selbst in alle dem, was er mit sich geschehen läßt, einen Zweck verfolgt. „Stehet auf, laßet uns gehen; siehe er ist da, der mich verrät!“ (Matth. 26, 46.) spricht er mit erhabener Gestalt und freier Stirn zu seinen Jüngern nach dem heißen Gebetskampf in Gethsemane. Und als Petrus ihn gleich darauf verteidigen will, weist er ihn zurück mit der Frage: „Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen!“ Matth. 26, 54.

Das Johannesevangelium stimmt hier ganz mit den synoptischen Evangelien überein, und man wird



darum eher geneigt sein, auch seiner Darstellung historischen Wert zuzugestehen. Ganz von derselben Art wie die Worte Jesu beim Ausbruch von Gethsemane in der synoptischen Berichterstattung sind hier die Worte, die er beim letzten, traulich ernstesten und innigen Beisammensein mit seinen Jüngern im Saal des Abendmahls spricht, bevor sie durch die Nacht hinschreiten. „Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich also tue, wie mir der Vater geboten hat: stehet auf und laßet uns von hinnen gehen.“ Joh. 14, 31. Er gibt das Zeichen; er nimmt die Haltung ein wie einer, der auf sein Ziel hinaus will, und er macht gewiß nicht den Eindruck, als würde er in ein Verhängnis hineingetrieben. Im vierten Evangelium findet sich auch das tiefsinnige Gleichnis aus der Natur, in welchem er sich mit einem Weizenkorn vergleicht, das in die Erde fallen und ersterben muß, ehe es Frucht bringt. Sollte dies schöne Gleichnis nicht wirklich auch von ihm, dem Meister der Gleichnisse, stammen? Und sollte das nicht auch der Fall sein mit seinem uns immer wieder tiefinnerlich packenden Kreuzeswort: „Es ist vollbracht!“ Dies Wort aber bedeutet genau übersetzt: Es ist erzielt, oder: Das Ziel ist erreicht! Nach allem, was wir wissen, hat Jesus also bis zuletzt und gerade in den letzten Geschehnissen seiner Tage sichtlich eine zielsiebende Haltung eingenommen. So ist sein Dulden und Sterben in Wahrheit seine That. \*)

---

\*) Es ist nicht zu viel gesagt, was Professor Lic. Julius Kögeler schreibt: „Jesus hat das Kreuz gewollt, und weil er es ge-

Dann aber müssen wir rückschauend sagen, daß mit dieser seiner Tat auch sein ganzes vorhergehendes Leben im Einklang steht. Wenn Goethe in seiner bekannten Legende vom Hufeisen uns den Herrn mit den wenigen Worten „arm, verkannt und sehr gering“ vor die Seele malt, so geben diese zufällig erscheinenden Worte in genialer Weise den Grundgedanken des Lebens Christi wieder. Mit Recht hat man schon in seiner Geburtsgeschichte mit dem Bilde der Armut und Niedrigkeit, das sie uns entwirft, eine Harmonie mit der Kreuzigungsgeschichte gefunden. Im Grunde genommen strebt nicht nur sein Gang zum Passah nach Jerusalem, sondern jeder Schritt auf seinem Wege hin auf die eine letzte große Tat. Und wir brauchen zu ihrer Deutung nicht einer ausführlichen Belehrung durch ihn selbst, weil sie sich selber deutet. Es wundert uns auch gar nicht, daß Jesus, so viel wir wissen, außer in einzelnen vorbereitenden Worten weitergehende Erörterungen über den Sinn seines Todes nicht angestellt hat. Es entspricht das nur ganz seiner pädagogischen Art. Seine Tat sollte durch sich selbst reden, und sie redet durch sich selbst. Sie redet eine so gewaltige, herzandringende Sprache wie keine andere Tat, kein anderes Ereignis in der ganzen Weltgeschichte.

Schon jetzt können wir über eine Beschreibung des Todes Jesu, wie sie uns Gustav Frenssen in seinem Roman „Hilligenlei“ bietet, urteilen, daß sie geradezu überraschend dürftig ist, das Dürftigste

---

wollt hat, darum ist es auf Golgatha aufgepflanzt worden.“ (Jesu Kreuz — Jesu Tat. S. 23).



in dem ganzen Buch. Nach der vorhergehenden Darstellung des Lebens Jesu hat man immerhin nicht erwartet, nun folgende Schilderung von seiner Kreuzigung zu lesen: „Oben über der Stadt, auf einer fahlen Kuppe wird er entkleidet, niedergelegt und an dem Pfahl befestigt. . . . Die Soldaten boten ihm von ihrem Trunk an. . . . Einige vom Kirchenrat und vom Pöbel verspotteten den still Sterbenden. . . . Was in ihm vorging, weiß kein Mensch. Er sagte nichts mehr. Er wußte nicht, warum ihn sein Vater verlassen hatte. Er wußte nicht, wohin er ging, und wohin es mit seiner Sache ging. Er wußte nur, daß seine Sache, für die er so jammervoll aus dem Leben mußte, recht und gut war. Er hatte wohl bis zuletzt noch eine leise Hoffnung, daß sein Vater im Himmel ihm den Grund des bittern Kelches schenken würde. Aber es kamen keine zehntausend Engel. Es kam nicht ein einziger. Von seinen Getreuen und von seinen Verwandten war niemand da. Er starb, nachdem er einige Stunden schwermüthig gehangen hatte, an Blutverlust und Erstickung.“ (Das Leben des Heilandes S. 83 f.) Das ist es, was uns Trennen von seinem Ende zu berichten hat. Eine solche Entleerung des Ereignisses von aller seiner Hoheit steht nicht nur zu den früheren Worten Jesu und zu seinem vorherigen Verhalten im stärksten Widerspruch, sondern es macht auch die nachherige Geschichte des Glaubens in der Welt zur krasssten Unbegreiflichkeit. Es wird von Friedrich Hebbel berichtet, daß er oft in der Dämmerstunde mit Tränen in den Augen die Leidensgeschichte Jesu gelesen habe. Wir

meinen, daß auch schon ein Dichterblick, nicht nur das ernstreligiöse Empfinden die Größe, die unerfindbar und unauslöschbar im Sterben Jesu liegt, erkennen müßte. Aber bei dem Dichtertheologen Frenssen ist es der Irrtum des Theologen, der den Blick des Dichters getrübt und ihm hier das Vermögen, geistige und seelische Wirklichkeiten tiefster Art zu erschauen, genommen hat. Wir entsinnen uns, bei einem heutigen Schriftsteller sogar den Ausdruck gelesen zu haben, Jesus sei „elend zugrunde gegangen“. Ein solches Wort erscheint uns nicht nur ein grober Verstoß gegen alles feinere Denken und Auffassen zu sein, sondern namentlich auch eine völlige Verständnislosigkeit gegenüber der ganzen Empfindungswelt Jesu zu verraten. Wenn man das Schlagen seines Herzpulses vernimmt, wenn man sich in sein Fühlen und Wollen vertieft, so wird man unter keinen Umständen sagen, daß er elend zugrunde gegangen sei. Er ist nicht kümmerlich umgekommen, sondern er ist erhaben gestorben, selbst wenn es richtig sein sollte, daß an seinen Tod keine Folgerungen für den Glauben geknüpft werden dürfen. Hoch über den neueren Stimmen von der angeführten Art steht uns Goethes Wort: „Die Christenheit wird sich am Kreuze immer wieder zurechtfinden!“ Dann aber muß dies Kreuz seine stille Sprache für alle Zeiten reden, dann muß es in Wahrheit seine ganz besondere Bedeutung haben. Ob das wirklich der Fall ist, das ist nun die Frage.

Der richtige Weg zu ihrer Beantwortung wird eben der sein, daß wir uns in die E m p f i n d u n g s =



welt Jesu hineinversenken. Wir müssen ihn psychologisch zu verstehen suchen. Und die Nachrichten in den Evangelien über sein dreijähriges Wirken geben uns doch wahrhaftig Gelegenheit genug, ihn kennen zu lernen, und wir haben auch während seiner Lebenszeit und in den Stunden seines Hinsterbens Anzeichen genug, um bei aller bescheidenen Zurückhaltung doch einen klaren Blick in sein Innenleben hineinwagen zu dürfen und zu müssen.

Nach dem bisher Gesagten steht für uns fest: Der Tod ist über Jesus nicht wie ein reines Verhängnis gekommen, sondern er hat ihn selbst auch gewollt. Welche inneren Beweggründe sind es aber gewesen, die ihn dabei geleitet haben? Das ganze Denken und Empfinden Jesu, all sein Reden und Thun läßt sich von Anfang an und immer aus einer Grundgesinnung begreifen, nämlich aus der Vereinigung von hingebender Liebe und heiligem Ernst. Daß Liebe die unmittelbar und immerfort sich ergießende Quelle seines Handelns ist, der tiefste Beweggrund bei jedem Schritt, den er vorwärts schreitet auf seinem Wege, daran wird ja niemand zweifeln können. Aber ebenso sehr muß jede Beobachtung, die nicht ganz oberflächlich bleibt, an ihm zugleich wahrnehmen, daß mit seiner Liebe stets wahrer, reiner Ernst verbunden ist. Seine Liebe geht so weit, daß er sich auch der Verkommenen annimmt, ja daß er sich denen, die als Auswurf der Menschheit gelten, ganz besonders, ohne Rücksicht auf sich selbst widmet. Doch hat man dabei nie im entferntesten den Eindruck, daß dadurch auch nur ein Schatten von ihrer Ver-

worfenheit auf ihn fällt. Im Gegenteil ihr Unrecht ist durch seine Nähe wie von selbst ausgetilgt, sodaß es nur noch ein Brennen in ihren Herzen zurückläßt. Wenn er zu ihnen kommt, müssen sie es sich gefallen lassen, daß dann unwillkürlich ihre bisherige unreine Art nichts, seine Reinheit alles gilt. Ja seine Liebe selbst ist es, die das Schlechte an ihnen richtet; sie stößt es ab, während sie zugleich, die es getan haben, freundlich zu sich heranzieht. Denn seine Liebe besteht ja darin, daß er ihnen mit größtem Ernst aus dem Schlechten heraushelfen will. Seine Liebe und sein Ernst sind also im Grunde nicht zwei Eigenschaften, sondern eine.

Es ist somit eine äußerst entstellende Beschreibung Jesu, die Friedrich Nietzsche gibt, wenn er ihn schildert als einen vollendeten Schwächling, der nichts fest ansaßt, als eine ganz weiche, rein innerliche Natur, die sich vor jedem Gegensatz mit anderen in sich selbst zurückzieht. „Das Verneinen,“ schreibt er, „ist das ihm ganz Unmögliche. — Wenn irgend etwas unevangelisch ist, so ist es der Begriff *Selb*. Gerade der Gegensatz zu allem Ringen, zu allem Sich=in-Kampf-fühlen ist hier Instinkt geworden: Die Unfähigkeit zum Widerstande wird hier Moral („widerstehe nicht dem Bösen“\*) das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinn.“ Der Antichrist S. 257, 252. Nun ist doch aber eigentlich nichts offenkundiger als dies, daß bei Jesus

---

\*) Zum richtigen Verständnis des Wortes Matth. 5, 39 vgl. Schlatter, Das Evangelium des Matthäus S. 78—80. Joh. Müller, Die Bergpredigt S. 158.



die Güte mit dem kraftvollsten Ernst, der immer sofort zu dem Schlechten an den Menschen in Gegensatz trat, verbunden gewesen ist. Ja dort, wo man diese Art seiner Güte nicht wollte, ist nur der Gegensatz übrig geblieben und der schärfste Geisteskampf durch ihn heraufbeschworen worden. Jesus ist besonders den Pharisäern mit einer solchen Strenge gegenübergetreten, daß ein moderner Theologe sogar gemeint hat, er habe sie zu schlecht behandelt. Aber Nietzsche weiß sich dadurch zu helfen, daß er schreibt: „Ich zweifle nicht daran, daß das reichliche Maß Galle (und selbst von esprit) erst aus dem erregten Zustand der christlichen Propaganda auf den Typus des Meisters übergeflossen ist.“ Der Antichrist S. 255. So unschön der Ausdruck Galle ist auf Jesus angewandt, so willkürlich die historische Konstruktion. Diese erscheint uns schon deshalb sofort als hinfällig, weil der Historiker Nietzsche sich hier zu offenbar nach dem Philosophen Nietzsche richtet. Als Philosoph nämlich sucht sich Nietzsche einen vollkommenen Gegensatz zu seiner Herrenmoral zu schaffen, und darum muß Jesus so gewesen sein, wie er ihn schildert, so weich, so ohne Rückgrat, so ohne Mannesernst. Das wahre Moment an Nietzsches Auffassung ist, daß Jesus allerdings selbstüchtigen Widerstand nie geleistet hat. Auch all sein Kämpfen und Ringen ist vielmehr aus dem einzigen Beweggrund der Liebe hervorgegangen; es hat auch, außer wenn Unverstand und Übelwollen sich nicht überwinden lassen wollten, schließlich die Wirkungen gehabt, welche die Liebe im Sinne hatte. Sein starker,

mächtiger Ernst läßt sich nicht hinweg disputieren; aber er war wesentlich eins mit seiner Liebe.

Nichts anders als diese ernste Liebe ist es nun aber auch, die ihn in den Tod getrieben hat. Dies Verständnis allein ergibt sich unmittelbar aus seinem ganzen Wesen und Verhalten. Aus Ernst und Liebe war Jesus in den Kampf mit dem Unrecht der Menschen eingetreten. Oder brauchen wir auch das Wort, das in der Kirche herkömmlich ist, Sünde! Denn in diesem Wort liegt für unser Sprachgefühl am deutlichsten die Beziehung auf Gott; es versteht das Unrecht als Verfehlung gegen Gott. Und das ist auch für das Bewußtsein Jesu das Hauptmoment. Mit der Sünde der Menschen und allen ihren Folgen rang Jesus. Als er sich nun damals, wo es seinen Tod herbeiführte, nach Jerusalem begab, handelte es sich für ihn um nichts anderes, als daß er sich zum Entscheidungskampf gegen die Sünde stellen wollte. Es wäre ein Nachlassen seines Ernstes gewesen, wenn er nicht hingegangen wäre, es wäre gegen seine innerste Art gewesen, wenn er jetzt auch nur einen Finger breit zurückgewichen wäre. Die Gegner, die sich gerade deshalb an ihm stießen, weil er ihnen heilige Reinheit nahe brachte, weil er immerwährend als eine persönliche Aufforderung zum Guten, das sie nicht wollten, vor sie hintrat, die waren jetzt bereit, mit der größten Entschlossenheit und mit der äußersten Gewalt gegen ihn und damit gegen das göttliche Gute, Reine und Heilige vorzugehen. Diesen Kampf mußte er aufnehmen und sich den Gegnern entgegenwerfen. Gerade jetzt, wo die Dinge



sich so zuspitzen, war das ein unmittelbares Gebot seines Ernstes. Jetzt war es Zeit, entscheidend gegen die Sünde vorzugehen, in seiner Rede und mit den unwillkürlichen, stillen Wirkungen seiner Persönlichkeit, die zu ihrer Zeit fast noch eine deutlichere Sprache führten. Hätte er sich jetzt dem Kampfe entzogen, so hätte man denken können: es liegt ihm doch nicht so viel an seiner Sache, sie ist ihm doch nicht alles wert; das Gute setzt sich doch nicht so sehr durch in der Welt, daß es das letzte, äußerste Ringen aufnimmt.

Zugleich leuchtet hier sofort ein, daß auch seine Liebe ganz in dem gleichen Maße beteiligt war. Denn seinen Kampf gegen die Sünde führte er ja aus Liebe zu den Menschen, weil er die Sünde für das eigentliche Unglück in der Welt ansah, und sollten die Menschen selbst sie für das höchste Glück halten. So folgte er denn jetzt dem Triebe, sich der vordringenden menschlichen Sündigkeit mit seiner Person voll Liebe entgegenzustellen. Denn die Liebe hat nicht nur den unüberwindlichen Trieb zu helfen, sondern sie trägt auch in sich selber die Gewißheit, in Angelegenheiten des Herzens und der Seele das stärkste Mittel zur Hilfe zu sein. Es ist doch ganz offenbar, daß die Absicht, von seiner Liebe einen höchsten Beweis zu geben, Jesus befeelt hat, als er die Straße zum Tode zog. Er hat es ja auch ausgesprochen, daß er den Menschen dadurch dienen wolle. Er hat die dienende Liebe beweisen wollen, die nicht davor zurückschreckt, unter Schimpf und Qualen sich selbst für die anderen hinzugeben. Dabei ist Voraussetzung, daß er meinte, sein Tod sei von Gott ge-

wollt. Und wir haben ja auch gesehen, daß er ihm eine besondere Bedeutung zuschrieb. Das hat für ihn nur einen Sinn, wenn sein Tod nach Gottes Willen diese Bedeutung hatte. Aus Liebe war er bereit auf sich zu nehmen, was nach Gottes Willen für die Menschen geschehen sollte. Will man bezweifeln, daß es so ist, will man bestreiten, daß Jesus sich von hingebender Liebe und von heiligem Ernst bestimmen ließ, als er dort so fest und so bereit seinem schmerzreichen Ende entgegenging, so heißt das behaupten, es wäre nicht mehr Jesus gewesen, der dort litt und starb. Ihn selbst kann man psychologisch nicht anders verstehen, weder sonst einmal in den Tagen seines Wirkens, noch in seiner letzten Zeit. Ihn selbst, sein eigenstes, innerstes Fühlen und Denken beherrschten Liebe und Ernst.

Der Einwand aber ist nun leicht als unbegründet zu erkennen, daß er dann willkürlich den Tod gesucht habe. Sicher ist er willig, ja freiwillig gestorben, das bezeugt auch sein Schweigen in allen Instanzen des Prozesses gegen ihn —, aber das ist noch nicht so viel wie willkürlich. Schon bei dem, der freiwillig mit in den Krieg zieht und für das Vaterland stirbt, ist freiwillig nicht willkürlich, weil seine Freiwilligkeit einen berechtigten, ja edlen Beweggrund hat. Wie viel weniger kann man bei Jesus von Willkür reden, da er aus sittlicher Notwendigkeit, man kann auch sagen, aus göttlicher Notwendigkeit gehandelt hat. Es ist nicht so ein plötzlicher Einfall von ihm gewesen, er könnte den Menschen vielleicht auf diese Weise seine Liebe am besten beweisen, —



das wäre dann von Märthrerfucht kaum noch zu unterscheiden, wie sie sonst in der Religionsgeschichte ja vorgekommen ist, — sondern sein Verhalten ging mit zwingender Sicherheit aus seinem stets gleichen Wesen hervor, und doch ist es auch nicht im entferntesten so, daß es ihm menschlich leicht geworden wäre. Darum eben war es seine Tat.

Es fragt sich nun aber, ob sein Wollen und Fühlen auch bei seinem Ende zur Geltung gekommen ist, oder ob es vielleicht nur still in ihm selbst verglommen ist. Wir werden hinterher in der psychologischen Untersuchung nicht umhin können, ihn so zu begreifen, daß der Trieb seiner eigenartig ernststen Liebe ihn in allem seinen Verhalten bestimmt hat. Aber hat das auch wirklich den Vorgängen seines Leidens und Sterbens damals und für immer ein deutlich erkennbares Gepräge verliehen, hat das seinem Tode sichtlich und klar eine fest anhaftende Bedeutung gegeben? Damit kommen wir der entscheidenden Beurteilung seines Lebensausganges näher. Wir müssen uns dazu ganz unbefangen dem Eindruck des Ereignisses, wie es uns berichtet ist, hingeben.

So viel ist gewiß: wer noch eine Spur von seelischer Empfänglichkeit und von Gewissensempfinden hat, der wird den wuchtigen Ernst spüren, der in der Kreuzigungsgeschichte liegt, und der in erster Linie von der Person Jesu selbst ausgeht. Das ist aber nicht nur ein Ernst, wie er auch in jeder anderen tieftraurigen Begebenheit liegt, sondern an dem Ernst, der dem Sterben Christi anhaftet, spüren wir sofort, daß er gegen das Schlechte, gegen die

Sünde gerichtet ist. Nicht so sehr freudvoll oder traurig, glücklich oder unglücklich, sondern gut oder böse, recht oder unrecht, gottergeben oder gottfeindlich, das ist die Frage, die hier in der allergewaltigsten Weise aufgerollt ist. Es gibt sich uns hier so eindringlich wie sonst nie zu fühlen, daß Schlechtigkeit schlecht, und Sünde sündlich ist. Wenn also der Kampf gegen die Sünde Jesus ans Kreuz geführt hat, wenn er durch sein Sterben seinen heiligen Ernst gegenüber allen Schlechten hat beweisen wollen, so gibt ihm das Ereignis seines Todes darin recht, daß ihm das gelungen ist. Steht man im Geist unter dem Kreuze Christi, dann hat man so ein Gefühl, um einen Vergleich zu brauchen, wie wir es haben, wenn sich die drückendste Schwüle in einem furchtbaren Gewitter entlädt, das gerade über uns steht und nicht von der Stelle weichen will. Aber wie gleich nach dem Gewitter, um bei dem Bilde zu bleiben, die Sonne mild und freundlich hinter den Wolken hervortritt, und wir in gereinigter, frischer Atmosphäre erquickt tief aufatmen, so ist es neben dem strafenden, richtenden Ernst auch die erbarmungsreiche, übergroße Liebe Christi, die sich uns unter seinem Kreuz unausweichlich zu empfinden gibt, nur daß beides nicht nacheinander, sondern ineinander da ist und auf uns wirkt. Dies ist die Doppelwirkung auf uns, die das Karfreitagsglied schildert:

„O Tag, so schwarz und trübe  
Wie düst're Mitternacht!

O Tag, so warm von Liebe,  
Wie's keine Sonne macht.“



Den Eindruck der allermildeſten und allerinnigſten Liebe haben ja durch dieſes Ereigniß Ungezählte zu allen Zeiten mit beſonderer Ergriffenheit gehabt. Zwar enthalten die parallelen Darſtellungen des Markus- und Matthäus-Evangeliums die Kreuzesworte Jeſu nicht, die ſeine Liebe am herrlichſten bezeugen, ſondern ſie berichten nur das eine Wort: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Aber es iſt höchſt verfehlt, darum anzunehmen, daß Chriſtus damals nicht mehr als dieſe eine Wort geſprochen habe. Das helle Hervorleuchten von Liebesgedanken und Liebesworten aus dem Vorgange zu ſtreichen und nur ein Sterben in dumpfer Niedergeſchlagenheit übrig zu laſſen, iſt nicht Genauigkeit und Treue des geſchichtlichen Sinnes, ſondern es iſt die größte Verſündigung gegen das Geiſtige in der Geſchichte. Ein Wort wie das: „Vater vergib ihnen!“ ſteht ſo feſt eingefügt in dem ganzen geiſtigen Zuſammenhang des Lebens Jeſu, daß jeder Zweifel an ſeiner Echtheit ſchwinden muß. Und will man ſelbſt bei anderen von den ſieben Worten zurückhaltender urtheilen, die Liebe des Gefreuzigten bleibt doch ſonnenklar. Wenn Jeſus ſich von dem Triebe leiten ließ, Liebe beweifen zu wollen im Äußerſten und Letzten, ſo iſt ihm wahrlich auch das gelungen, über alles Maß und über alles Vorausahnen. Das iſt ſeine unvergleichliche That.

Doch damit iſt die Bedeutung des Kreuzestodes Jeſu noch keineswegs erſchöpft. Es iſt noch nicht erſichtlich, ob und inwiefern dieſe ſeine That eine Heilandstat iſt, d. h., ob und inwiefern ſie der Menſch-

heit zur Erlösung dient. Wir sahen bisher nur, wie das erhabenste Streben eines Einzigartigen durch den Tod nicht zum Ende, sondern zur Vollendung kam. Der Hauptsache nach kann bis hierher auch folgen, wer den christlichen Glauben nicht teilt, indem er anerkennt, daß das richtige psychologische Verständnis Jesu dies ist: Es hat da ein Mensch bis zu seinem Tode und gerade noch durch seinen Tod sittlichen Ernst und aufopfernde Liebe beweisen wollen und tatsächlich in überraschend schöner Weise bewiesen. Es ist zu verwundern, daß da, wo man bei einer rein menschlichen Auffassung Jesu stehen bleibt, diese Gedanken meist nicht klarer herausgearbeitet werden. Sie sind in jedem Fall für das begreifliche Zusammenfassen des Wollens und Strebens Jesu nicht zu umgehen.

Doch fragt es sich nun für uns, ob uns dieser Weg weiter führt, ob wir nun den großen Schritt vom psychologischen Begreifen Jesu zum Glauben an die erlösende Bedeutung seines Todes tun können. Dann wäre sein Sterben wirklich eine Heilandstat. Wenn man dies Wort nicht etwa nur in sehr abgeschwächtem Sinne brauchen will, so ist eine Heilandstat etwas Religiöses in des Wortes eigentlicher Bedeutung; Erlösung ist eine Gotteswirkung. Es handelt sich dabei um die Herstellung des rechten Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, und daß dabei ein Eingreifen Gottes in Frage kommt, bedarf keiner Worte; denn weil der Mensch die rechte Stellung zu Gott nicht einnimmt, ja auch durch sich selber nicht einzunehmen vermag, darum eben bedarf



es der Erlösung. Es fragt sich also, ob Jesus sein Ende nicht nur als von Gott gewollt angesehen hat, sondern ob es das auch wirklich gewesen ist, ob Gott selbst beim Kreuzestode Jesu gehandelt hat, ob er eine Gottestat ist; denn nur dann ist er auch eine Heilandsstat.

Den Eindruck, daß Gottes Hand bei den Ereignissen auf Golgatha mit eingegriffen hat, wird tatsächlich jeder haben, der ein unverkümmertes Empfinden für Gott und sein Wirken hat. Es ist ja auch eine unbestreitbare Wahrheit, daß zahllose Menschen durch diesen Eindruck glauben gelernt haben und noch immer glauben lernen. Wer sich mit empfänglicher Seele am Fuße des Kreuzes Christi befindet, den erschüttert bei diesem Anblick am allermeisten ein tiefinneres Gefühl von der Wirklichkeit und der Nähe Gottes. Er wird beim Anschauen Jesu mit leisem Schauer erst von der Ahnung, dann immer mehr von der Gewißheit ergriffen: Es gibt einen Gott, der sich uns erschließt; es gibt einen ewigen Ernst, es gibt eine ewige Liebe. Das ist der große Schritt vom beobachtenden zum glaubenden Schauen, den man unter dem Kreuze Christi tut. Unser Denken ist überwältigt bei dem Übergange vom Menschlichen zum Göttlichen, vom Erdentstammten zum Ewigen.

Worin aber liegt dieser Eindruck des Kreuzestodes Jesu auf uns begründet? — Wenn wir in den Vorgängen auf Golgatha Gottes Hand spüren, so mag das seine Ursache auch schon in den gleichzeitigen Naturereignissen haben. Daß eine Finsternis gerade

in jenen Stunden ihren düsteren Schleier über das Land deckte, und daß durch ein Erdbeben der Boden um das Kreuz her ins Wanken geriet, auch das schon pakt uns wohl in eigener Weise. Der Mensch ist von jeher dazu geneigt gewesen, in dem Naturgeschehen gewaltiger Art Gottes Wirken zu erkennen.

Doch von weit größerer Bedeutung noch ist es hier, für das *Walten Gottes in der Geschichte* einen offenen Blick zu haben. Jene Naturvorgänge beim Hinscheiden Jesu waren bald vergangen, nur dadurch, daß wir uns lebendig in jene Zeit zurückversetzten, haben wir noch einen Eindruck von ihnen. Als geschichtliche Tatsache aber hat das Geschehnis vor den Thoren Jerusalems fortdauernde Wirkung, es steht darin den bedeutsamsten historischen Vorkommnissen aller Zeiten gleich, ja es übertrifft sie. Und gerade wenn ein Geschichtsereignis durch irgend etwas bleibende Bedeutung erhält, so erkennen wir darin Gottes Walten, weil es dann eben mitwirken soll in den Absichten und Zwecken, die Gott mit der Menschheit hat. Durch Jesu Tod am Kreuz ist ihm auch im geistigen Sinn ein erhöhter Platz angewiesen worden, nämlich sein allübertragender Platz in der Geschichte. Gerade erst recht durch sein Sterben sind sein heiliger Ernst und seine wunderbare Liebe zu ihrer weltgeschichtlichen Wirkung gekommen. Darin nehmen wir Gottes Hand wahr, die alles so fügte. Es ging da einmal wieder und da ganz besonders das Wort in Erfüllung: „Ihr gedachtet es böse zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen,“ — vorausgesetzt, daß es wirklich gut und wertvoll



für alle Welt ist, ihn zu sehen, wie er am Kreuze hing. Dabei könnte man jedoch immer noch daran denken, daß es sich nur um sein Vorbild handelt, das er durch seine tiefernste und zugleich innig liebevolle Gesinnung gegeben hat. Durch Gottes Fügung hätte gerade sein Sterben dazu gedient, daß dies in der Geschichte fortwirkt. Jedenfalls ist Jesus selbst gewiß am meisten davon überzeugt gewesen, daß Gott trotz allen gottfeindlichen Anstürmens der Menschen das Szepter in der Hand behielt. Gott regierte auch in diesen dunkeln Stunden die Welt, das wußte Jesus, das war ihm sicherer, als je einer an das Walten Gottes geglaubt hat. Und so war es denn sein Trieb bei jedem Schritt auf seinem schweren Wege, dem Vater gehorjam zu sein, seinen Willen zu tun. Der Gedanke an Gott, seinen Vater, beschäftigt und leitet ihn unaufhörlich. „Vater!“ „Vater!“ war sein erstes und sein letztes Wort am Kreuz. Das bestärkt in uns den Eindruck von der wirklichen Nähe Gottes im Leiden und Sterben Jesu. Denn wenn es einen Gott im Himmel gibt, sollte er fern sein, wo einer so unvergleichlich innig und fest auf ihn vertraut? — Aber all diese Erwägungen führen uns eben doch noch nicht zu der Überzeugung, daß das Ereignis auf Golgatha die Erlösung der Menschheit bedeutet. Inwiefern hat Gott dort etwas Einziges zu unserem Heile getan? Inwiefern erhalten wir dort wirklich einen neuen Aufschluß über Gott?

In Jesus selbst liegt die Antwort auf diese Frage, — in ihm; sie ist nicht in irgend etwas zu suchen, was noch dazu kommt zu seinem Tun und

Denken, als ob Offenbarungen Gottes vom Himmel blühten, oder als ob sie plötzlich von der Erde aufstammten. Das war auch nicht der Fall in den Ereignissen, die dort bei der Tempelstadt vor sich gingen. Nein, in Jesus selbst ist das, was dort Gott bezeugte; in ihm selbst ist das, was noch heute Glauben an Gott weckt, was die Gedanken so mächtig zum Ewigen hinauf lenkt. Der Schritt vom psychologischen Begreifen Jesu zum Glauben an eine gottgewirkte Erlösung ist in Wirklichkeit gar nicht so groß, wie es erst erscheint. Wir können ihn vielmehr fest und bestimmt tun. Das Verständnis der Grundgesinnung Jesu, die wir als ernste Liebe kennen gelernt haben, führt uns mit Sicherheit weiter. Jesu Ernst war vollkommen, Jesu Liebe war vollkommen. Da wir in einer Welt leben, in der sonst alles ohne Ausnahme unvollkommen ist, so sind wir durch das Vollkommene an Jesus klar und deutlich auf Gott hingewiesen. Wenn aber Jesu heiliger Ernst und seine einzige Liebe am Kreuz sich am meisten bewiesen, so ist es daraus zu verstehen, daß sein Tod unser Fühlen und Denken am stärksten auf Gott hin richtet.

Schon in der Zeit, ehe Jesus seine letzte Straße zog, ist der Trieb und das Regieren seines Herzens ganz offenbar eine völlig selbstlose Liebe. Wer kann ihm nachjagen, daß er irgend wann einmal selbstsüchtig gewesen wäre? Und doch ist sonst in aller Welt und in allen Zeiten kein Mensch zu finden, der nicht an jedem Tage und in jeder Stunde seines Lebens selbstsüchtig gedacht hätte. Jesus hat in ganz überwältigender Weise nur für Liebe gelebt.



Auf dem jeelischen Gemälde, das uns die Berichte von ihm vor Augen stellen, ist auch nicht ein leiser Schatten von Selbstjucht zu finden. Weil wir Menschen sonst gar nicht imstande sind, uns das zu denken oder zu erdenken: ein Leben ohne Selbstjucht, so kommt diesen Berichten eine ganz besonders sichere Glaubwürdigkeit zu. Dann aber ist es nicht zu begreifen, wie man sagen kann, was die synoptischen Evangelien uns von Jesus berichten, bleibe im Rahmen des Menschlichen. Tatsächlich geht es schlechtweg über alles Menschenmaß hinaus. Jesu vollkommene Liebe läßt uns in göttliche Tiefen seines Herzens blicken. Eben aber, um diese Liebe zur vollen Entfaltung zu bringen, um sie ihr Ziel erreichen zu lassen, ist er gestorben. Schon, was den Umfang derer betrifft, denen sie zu Gute kommen sollte, hat sein Blick sich vor dem Sterben hoch erhoben über seine Umgebung. Er werde sein Leben als Lösegeld „für viele“ geben, sagt er da zu den Jüngern. Matth. 20, 28. Sein Blut werde „für viele vergossen“ werden. Matth. 26, 28. Nach dem Bericht des Johannesevangeliums spricht er im Hinblick auf die Griechen, die sich suchend an ihn gewandt haben: „Wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen!“ Joh. 12, 32. Namentlich aber nach Seiten der inneren Entfaltung hat er seine Liebe in seinem Todesleiden am höchsten bewiesen. Am Kreuz erscheint jedem, der den inneren Blick dafür hat, diese Liebe ohne jede Bitterkeit und ohne jeden Groll bei größter Qual und schmachlichster Beschimpfung als eine ganz wunderbare, unsäglich große,

grenzenlose Liebe, eine Liebe, tief wie das Meer und warm wie das Sonnenlicht. So kann kein Mensch in der ganzen Welt lieben und wird es nie können. Darum liegt in Jesus selbst der unmittelbare Grund dafür, daß unsere Gedanken sich zu Gott hinaufwenden.

Nicht anders aber steht es mit dem Ernst Jesu. Er befand sich allezeit im vö l l i g s t e n G e g e n s a t z zu allem Schlechten und Sündhaften, und zwar unwillkürlich und durch sein unveräußerliches Wesen. Für seine reine Gesinnung waren darin Ausnahmen und Einschränkungen ganz unmöglich. Wo ist davon in den Evangelien auch nur eine Spur zu bemerken, daß es seine Art gewesen wäre, gutmütig mit dem Unrecht es nicht so genau zu nehmen, als käme es nicht so darauf an? Das ist nicht christlich in seinem Sinne, sondern es ist erst hinterher vielfach fälschlich als christlich ausgegeben worden. Er selbst hat vielmehr entweder milde vergeben, und darin ist doch auch ein völliger Gegensatz zur Sünde eingegriffen, oder aber, wo er das nicht konnte, ist er mit richterischem Ernst aufgetreten. Wir finden also bei ihm als wesentliche, bleibende und vollkommene Eigenschaft, was bei anderen Menschen nicht einmal im einzelnen Akt je in der Stärke hervortritt, geschweige denn dauernd ihr Verhalten bestimmt. Man würde auch sicherlich wiederum ganz außerstande sein, sich ein Bild davon zu machen, wie sich solch reiner Ernst in menschlichen Verhältnissen durchführen läßt, wenn er uns das nicht vorgelebt hätte. Die Darstellung der Evangelien kann gerade in diesem



Punkt nicht auf Erfindung beruhen. Aus dem Gottgefühl unseres Gewissens kennen wir nun aber Gott als den, der stets im vollkommenen Gegensatz zu allem Schlechten steht, und so legitimiert sich die göttliche Hoheit Christi vor unserem Gewissen, der höchsten Instanz in unserem Inneren. Auf seinem Todeswege jedoch war es Jesu Wille, den Gegensatz zu der Sünde der Menschen, in welchem er immerwährend stand, ganz und bis zum Ziele durchzuführen. Auch daran, daß wir am Kreuze seinen Ernst in dieser Vollendung wahrnehmen, liegt es, daß sich dort unser Empfinden am unmittelbarsten auf Gott hingewiesen fühlt.

Unsere Erörterungen haben uns damit wie von selbst zu einem bestimmten Urtheil über die Person Christi geführt. Es ist ja auch klar, daß das richtige Verständnis der That Jesu, seines Erlösungswerkes, im nächsten und engsten Zusammenhang mit der Auffassung von seiner Person stehen muß. Sucht man erst mühsam nach diesem Zusammenhang, so zeigt sich schon darin, daß an der richtigen Erkenntnis noch etwas fehlt. Die Auffassungen von Christi Person und Christi Werk müssen auseinander hervordringen; sie sind voneinander unabtrennbar, weil er die persönlichste Persönlichkeit und sein Werk die persönlichste That ist, die es gibt. So war es denn notwendig, daß wir auf dem Punkte anlangten, wo nur die volle Wertung seiner Person die Bedeutung seiner Heilandstat zu verstehen lehrt.

Die volle Wertung der Person Jesu erscheint in der Gegenwart gefährdet durch die moderne Ge-

schichtswissenschaft. Dies ist besonders in den neueren Erörterungen über die „Absolutheit des Christentums“ hervorgetreten. Es ist in erster Linie der Heidelberger Theologe Professor D. Tröltzsch gewesen, der den Anspruch des Christentums, die absolute Religion zu sein, verneint und dabei ausgeführt hat, die Maßstäbe der „modernen Historie“, nach welchen alles in der Geschichte als relativ und zeitlich bedingt anzusehen sei, müßten auch auf das Christentum, ja auch auf die Person Jesu angewandt werden. Ist das richtig, dann wäre auch unsere Auffassung, auf die wir doch durch Betrachtung der Vorgänge in der Geschichte Jesu selbst geführt zu sein meinen, dennoch irrig. Denn wenn die relativistische Anschauungsweise ausnahmslos bei allen historischen Erscheinungen in ihrem Rechte ist, dann ist es also ausgeschlossen, daß an irgend einem Punkte des Geschichtsverlaufes etwas Vollkommenes hervorgetreten ist, wie wir es an Jesus fanden. D. Tröltzsch selbst aber bestärkt uns in der Annahme, daß die gewöhnlichen Maßstäbe der Geschichtswissenschaft an die Person Jesu nicht heranreichen. Auch für ihn ist Jesus Christus „der sicherste und stärkste Grund des Heiles“. (Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte S. 129.) Zwar ist nach seiner Meinung „die Unmöglichkeit einer Überschreitung Jesu nicht zu beweisen“, aber es bleibe „doch die Tatsache, daß wir alle . . . . Ruhe und Frieden nur durch die Unterordnung unter ihn gewinnen“. Die Kirche bedürfe „keines anderen Fundamentes als der Gewißheit, in ihm die höchsten religiösen und sittlichen



Kräfte gewonnen zu haben“ (M. a. D. S. 89 u. 91). Nun ist doch aber ohne weiteres klar, daß auch solche Beurteilung Jesu der historischen Analogieen völlig entbehrt, und darum aus dem Rahmen dessen ganz sichtlich heraustritt, was die moderne Geschichtswissenschaft anerkennen kann, wo ihre Maßstäbe gelten. D. Troeltich kommt nämlich darauf hinaus, daß er sagt, prinzipiell sei es zwar möglich, daß das Christentum noch einmal irgendwie übertroffen werde, wenn das auch nicht wahrscheinlich sei, tatsächlich jedoch sei es unüberboten. Die Geschichtswissenschaft hat es aber gerade mit den Tatsachen und nicht mit den prinzipiellen Möglichkeiten zu tun. Sie muß in den Grenzen ihres Bereiches gerade das bestreiten, daß es für Jahrtausende, ja vielleicht bis an das Ende der Welt in ihrem Menschheitswert unübertroffene geschichtliche Größen gibt. Da die Historie jedoch ihre Grundsätze aus der Erforschung und Beobachtung der Geschichte selbst gewonnen und diese nicht irgendwo anders hergenommen hat, so gelten sie auch nur, so weit sie wirklich durch die Geschichte selbst bestätigt werden. Für die Erforschung und Begründung der Art Jesu aber erweisen sie sich als unzulänglich. Darum muß die Geschichtswissenschaft in ehrfürchtiger Bescheidung vor ihm stille halten. Troeltich selbst läßt sich durch den „historischen Befund“ zu seiner Wertung Jesu leiten, durch die auch er ihn sichtlich über Geistesheroen wie Aristoteles, Shakespeare oder Goethe nicht nur um einige Grade, sondern in der ganzen Art der Einschätzung weit erhebt, und darum eben kann man in der Tat

sagen, daß seine Ausführungen ungewollt zur Befräftigung der Auffassung dienen, nach welcher für das Verständniß der Person Jesu und seiner Wirkungen ein höherer Maßstab erforderlich ist, als für irgend sonst etwas, das der Geschichte angehört.

Wir nehmen an Jesus in Wirklichkeit nicht nur etwas Unüberbotenes, sondern etwas Unüberbietbares, etwas Vollkommenes wahr. Sein heiliger Ernst und sein reine Liebe sind absolut. Hier ist der Punkt, an dem es berechtigt ist, von Absolutheit des Christentums zu reden. Wir müssen ihm gegenüber den Schritt ins Übernatürliche wagen. In stiller Beugung müssen wir erkennen, was von oben ist, was wesentlich und wahrhaft göttlich ist. Die Einzigartigkeit Jesu, auf welche die allgemeinen Gesetze nicht passen, bleibt unantastbar. Allerdings beziehen sich diese Ausfagungen nur auf den Wesens- kern, die innerste Art Jesu; sie beziehen sich eben auf seine ernste Liebe. Alles andere ist auch an ihm relativ, menschlich bedingt. Das Göttliche ist in einen wahren Menschen hineingeboren, in einen Sohn der Erde hineingesenkt, so wie eben Gott in einem Menschen dieser begrenzten Erdenwelt sein kann. Noch viel mehr hat die christliche Wahrheitserkenntnis sowohl der ersten Zeiten, wie aller Zeiten ihre Schranken; sie wird immer „Stückwerk“ bleiben. \*)

---

\*) Ein Kritiker meiner Schrift „Für den Christusglauben“ in der „Deutschen Zeitung“ will zwar der dortigen ähnlichen, ausführlicheren Beweisführung ihr Recht nicht absprechen, macht aber die Einwendung, was der „menschliche“ Heiland sei, das sei leicht zu verstehen trotz aller



Da unser Auge an Jesus erblickt, was jeder menschlichen Erklärung spottet, da wir an ihm reine Vollkommenheit wahrnehmen, die uns auf Gott hinweist, so bleibt nur die eine Möglichkeit, ihn selbst und insbesondere seinen Tod als *O f f e n b a r u n g* im höchsten Sinne des Wortes zu verstehen. Jesus trug göttliche Gesinnung in sich, und die hat er in vollster Entfaltung an seinem Ende geoffenbart. Durch den Gekreuzigten ist uns Gott selbst nahe gekommen und hat uns seine Heiligkeit und seine Liebe zu erkennen

Mannigfaltigkeit der Auffassungen, aber es sei ihm nicht recht deutlich geworden, was unter dem „göttlichen“ Heiland zu verstehen sei; dafür bedürfe es einer ganz bestimmten näheren Erklärung. Ich glaube, diese nähere Erklärung nunmehr gegeben zu haben. Sollte es nicht das Richtige sein, von den angegebenen Gesichtspunkten aus den notwendigen systematischen Neuaufbau der Aussagen über die Person Christi zu vollziehen? Das wesentlich Göttliche an ihm sind seine Liebe und seine Heiligkeit. Aber nicht der Abbegriff Gottes ist in ihm verwirklicht; sondern er ist nach der andern Seite seines Wesens den Schranken des Menschlichen unterworfen. Da hat es in der That ein gewisses Recht, die Maßstäbe religionsgeschichtlicher Forschung auch auf ihn anzuwenden. Auch sein Wissen und seine Macht sind nicht absolut. Er sagt selbst, daß er nicht alles wisse, was der Vater weiß, Mark. 13, 32, und wenn er eine That der Macht vollbringen will, dann wendet er sich wohl bittend an den Vater, der sie ihm gibt. Vgl. auch Mark. 10, 40. Joh. 14, 28. Seine liebende und richtende Gesinnung dagegen ist stets eine unmittelbare Äußerung seiner selbst. Andererseits bleibt es zu untersuchen, inwiefern seine Heiligkeit und Liebe die übrigen Eigenschaften seines Wesens befruchten und über das gewöhnliche Menschenmaß hinausheben. Doch das sind nur kurze Andeutungen; eine eingehende Darlegung würde uns hier zu weit führen.

gegeben, hat uns seinen Richtersinn und seinen Gnadenwillen bewiesen. Wenn wir die Gesinnung des leidenden Christus verstehen, dann blicken wir in Gottes Herz, dann verstehen wir, wie Gott gegen uns Menschen gesinnt ist. Der vollkommene Ernst und die vollkommene Liebe Jesu lassen für das Gewissen und für die Gedanken keine andere Deutung zu, als Offenbarung Gottes zu sein.

Wenn lie. theol. Ernst Cremer in seiner gehaltvollen Schrift „Die stellvertretende Bedeutung der Person Jesu Christi“ es ablehnt, daß der Begriff der Offenbarung hier als der Zentralbegriff verwandt werde, wozu namentlich Professor D. Th. Häring die Anregung gegeben hat, so ist er an diesem Punkte doch wohl noch nicht frei von der Neigung früherer Zeiten, sich in Gedankenspekulation über die Bedeutung des Todes Jesu zu ergehen, statt das Ereignis selbst zu uns reden zu lassen. Wenn wir das Ereignis zu uns reden lassen, dann redet Gott zu uns, dann offenbart er sich uns. So kommen wir zu der Deutung, die unmittelbar einleuchtet und durch sich selbst verständlich ist. Die Theologie hat den Nichttheologen ein einfaches, klares Erfassen des weltentiefen Sinnes, der im Tode Jesu liegt, dadurch erschwert, daß sie ihre Theorien nicht aus ihm ableitete, sondern an ihn heranbrachte; denn das kann nicht dazu dienen, die allen zugängliche Wahrheit zu enthüllen. Auch die Resultate der theologischen Wissenschaft beanspruchen Allgemeingültigkeit. Die Offenbarung der heiligen Liebe Gottes durch den sterbenden Heiland aber hat Allgemeingültigkeit für



jeden, insofern und in welchem Maße er das Gott-empfinden des Gewissens in sich trägt. So ist vielmehr den Worten Professor D. Lütgerts zuzustimmen, welcher schreibt: „Es ist richtig, man kann das ganze Werk Jesu in das Wort: Offenbarung zusammenfassen, wenn man dies richtig versteht. Richtig verstanden ist es dann, wenn man damit nicht nur sagt, daß Jesus uns als Gottesgabe Gedanken gegeben hat, sondern, daß er uns Gottes Werk, Gott selbst gegeben hat. Aber er hat uns den ganzen Gott gegeben. Mangelhaft wird unser Gedanke dann, wenn wir Jesum nur als den Offenbarer der Gnade Gottes und nicht zugleich als Träger seines Gerichtes beschreiben. Er hat uns Gottes Gericht und Gottes Gnade sichtbar gemacht und nicht nur sichtbar gemacht, sondern an uns vollstreckt“ (Gottes Sohn und Gottes Geist S. 43).\*)

\*) Nach Niederschrift des Vorstehenden kommt uns der sehr bemerkenswerte Artikel aus dem Nachlaß des bekannten Berliner Philosophen Professor Dr. Friedrich Paulsen zu Gesicht, den die „Christliche Welt“ in ihrer Weihnachtsnummer veröffentlicht hat. Paulsen schaltet darin zunächst alles Übernatürliche aus dem Leben Jesu aus, kommt dann aber doch darauf hinaus, seinen Standpunkt folgendermaßen wiederzugeben: „Wir sehen allerdings in Jesus mehr als einen Menschen. Wir sehen in ihm allerdings eine der großen Gottesoffenbarungen, nicht die einzige, aber allerdings eine einzigartige. Er hat der Menschheit das Wesen Gottes offenbart in der Gestalt, in der es der Menschheit am meisten not tut: als erbarmende Liebe . . . Die Erde bedarf der erbarmenden Liebe von oben. Und in dieser Gestalt hat uns Jesus Gott gezeigt, nicht bloß gelehrt, sondern gezeigt in seiner Person, in seinem Leben und Sterben.

Tritt der Begriff der Offenbarung in den Mittelpunkt, von dem aus sich uns der Sinn der Heilandstat Christi erschließt, so drängt sich jedoch alsbald die Frage auf: Was ist denn neu an dieser Offenbarung, abgesehen von ihrer Vollkommenheit? Je weiter die religionsgeschichtliche Forschung fortschreitet, um so mehr erscheint der naive Glaube an die grundsätzliche Einzigartigkeit des Christentums erschüttert. Was ist Neues an der Erkenntnis von der Heiligkeit und der Liebe Gottes?

Und darum ist er der berufene, der einige und ewige Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Ja es wird uns auch nichts hindern zu sagen: In ihm ist Gott im Fleisch erschienen, erschienen, wie der Ewige und Unendliche in Menschengestalt erscheinen kann. — Leuchtet jeder Stern in seinem Licht, bricht sich ihm das ewige Licht auf besondere Weise, so heißt die Brechung, in der das Göttliche auf unserm Gestirn erscheint: erbarmende Liebe. Und insofern ist allerdings Jesus Christus die vollendete Theophanie auf Erden und das Christentum die absolute Religion der Menschheit. Und darum sollen in dem Namen Jesu sich beugen aller Kniee, die auf Erden sind.“ — Wir freuen uns der nahen Berührung mit unseren Gedanken: Das Erscheinen der erbarmenden Liebe von oben in Jesus, oder, wie wir sagten, die Offenbarung der heiligen Liebe Gottes durch ihn ist das Absolute im Christentum. Andererseits müssen wir jedoch bemerken: In dem, was Paulsen hier über Jesus sagt, ist deutlich und unverkennbar der Schritt ins Übernatürliche getan. Eine „vollendete Theophanie“ (Gotteserscheinung), wenn auch nur in einer bestimmten Hinsicht, ist unter den allgemeinen historischen Bedingungen etwas schlechthin Unmögliches. Die klare Logik zwingt hier zur Anerkennung des übernatürlichen Momentes. Das christologische Vermächtnis Friedrich Paulsens ist also eine bedeutame Annäherung an die biblisch-kirchliche Auffassung.



Mußte sie uns erst kund getan werden durch einen so gewaltigen Apparat Leid bringender, Leiden=schaft aufwühlender und mit Schuld besleckender Begebenheiten, wie es die Vorgänge in und vor den Thoren Jerusalems gewesen sind?

Daß ein ewiger Gottesernst über uns waltet, daß ein Richter über uns ist, das empfindet ja in der That auch ohne dem jeder in irgend einem Grade durch sein Gewissen, den treuen Mahner in seiner Brust. Der Naturmensch, den eine Unruhe in seinem Inneren dazu treibt, Opfer, vielleicht gar Menschen=opfer zu bringen, fühlt es ebenso wie der Christ, der aus sehr viel verfeinerten und doch so ähnlichen sittlichen Regungen des Inneren zu Gott betet. Man kann sagen: Das Gewissen, welches das Richten der Gottheit spürt, ist der Grundtrieb zur Religiosität im Menschen. Wenn es überall, wo Menschen sind auf der Erde, in irgend welcher Form Religion gibt, so ist das im letzten Grunde daraus zu erklären, daß jeder Mensch ein Gewissen mit in die Welt bringt. Der Anfang alles Glaubens ist eine gewisse, halb unbewußte Scheu vor etwas Höherem; das erste ist ein leises Zittern vor der Gottheit. Jesus aber hat keineswegs dies Gefühl ohne weiteres aufgehoben. Vielmehr hat er mächtig bestätigt und darin bestärkt, daß der Mensch den Ernst der höheren Welt empfinden soll. Er hat wie nie ein anderer das Gewissen im Menschen geweckt, und gerade in seinem Tode hat er es am tiefsten berührt. Aber freilich eine neue Offenbarung hat er ihm dadurch nicht gegeben.

Auch die Liebe Gottes ist in der Welt außer Jesus nichts Unbekanntes. Nicht nur, daß nach mancher heidnischen Religion dieser oder jener Mensch in besonderer Gunst bei den Göttern steht, — namentlich Helden sind ihre Lieblinge, — es finden sich auch im Heidentum Anschauungen, die dem christlichen Glauben an die Liebe Gottes doch noch weit näher kommen. Am nächsten verwandt mit dem Christentum ist in dieser Hinsicht der Par=  
sis=  
mus. Diese Religion kennt sogar einen überweltlichen Gott, der den Menschen gütig gesinnt ist, und erwartet von ihm Segnungen und Beglückungen des Menschen schon in dieser Welt, aber namentlich in der jenseitigen. Also scheint Jesus auch hier der Hauptsache nach nichts Neues geoffenbart zu haben. Hiergegen ist jedoch einzuwenden: Der Par=  
sis=  
mus preist den höchsten Gott nur als Güte; die religiöse Auffassung aber, welche nur von Gottes Liebe und nicht auch von seinem Richterernst etwas weiß, entbehrt der inneren Berechtigung. Sie hat gar nicht den allein wahren Gott, sondern gibt sich einer Illusion hin. Denn es besteht keine Möglichkeit, davon abzusehen, daß der wahre, lebendige Gott sich uns am ursprünglichsten, stets und immer wieder im Gottgefühl unseres Inneren nach Seiten seines ernsten, heiligen Willens zu erkennen gibt. Wenn die Vorstellung von Gott darüber hinwegsieht, dann wird sie halb zum Phantasiegebilde.

Es gibt ja auch ähnliche Anschauungen im christlichen Gewande, nach welchen Gott nur der liebe, gute Vater ist. Dann sieht man wohl als die Be=



deutung Jesu, seines Lebens und auch seines Sterbens gerade das an, daß er das Mißtrauen gegen Gott, als wende er sich vom Menschen ab und richte ihn, habe beseitigen wollen. Diese Auffassung steht nicht nur, wie wir sahen, im deutlichen Gegensatz zu Jesu Wort und Verhalten, sondern auch im stärksten Widerspruch mit dem menschlichen Gewissen, sie hebt es auf, hebt somit das eigentliche Organ für Religiosität im Menschen auf und zeigt dadurch, wie verfehlt sie ist. Getrosten, festen Glauben an Gottes Liebe ohne sich beugende Anerkennung seiner Heiligkeit kann es nicht geben; er ist in sich selbst haltlos.

Durch die ganze Religionsgeschichte zieht sich ein Sehnen und Fragen danach: Wie läßt sich aus der Religion, die etwas so Ernstes, so Beklemmendes ist, dennoch Trost, Ruhe und Frieden gewinnen? Im Grunde aber ist diese Frage keine andere als die: wie vereinigen sich Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe miteinander? Dies ist das Hauptproblem der Religion. Darauf beruht auch letztlich die Unterscheidung von Gesetzesreligion und Erlösungsreligion. In der strengen Gesetzesreligion spiegelt sich die Heiligkeit, in der milden Erlösungsreligion die Liebe Gottes wider. Wohl niemals aber ist eine Religion ganz nur eins von beiden, sondern sie strebt immer auch zu dem anderen hinüber und erhält dadurch ihren problematischen Charakter. Ist im Parsismus auch der höchste Gott voll Güte, ein Befreier vom Bösen und ein Helfer zum Guten, so kennt diese Religion doch daneben auch einen Unheil schaffenden, verfolgenden, beängstigenden Gott. Das

ist eine entstellte Form der Erkenntnis, daß Gottes Wille und Gebot mit ewigem Ernst Beachtung und Erfüllung vom Menschen fordern. Hinterher wird also der Parsismus in gewisser Weise doch auch wieder dieser unleugbarsten aller religiösen Wahrheiten gerecht. Gerade der Parsismus aber, der einen guten und einen bösen Gott kennt, ist ein klassisches Beispiel dafür, wie selbst in hochstehenden heidnischen Religionen beides nicht zusammen kommen kann, das Gefühl von der heiligen Majestät Gottes und der Glaube an seine Liebe. Das Heidentum hat für dies Grundproblem aller Religion keine befriedigende Lösung. Es liegt dort als dunkle, drückende Frage hinter den Religionen!

Anderes steht es mit der Religion des Volkes Israel, wie sie uns das Alte Testament überliefert hat. Die Frage, ob und inwieweit dort eine nationale Beschränkung des Gottesbegriffes vorliegt, kann hier außer Betracht bleiben. Jedenfalls steht fest, daß in der israelitischen Religion der Gott der Barmherzigkeit zugleich der Gott der Heiligkeit ist. Insofern muß die Frage: „Ist der Gott des alten Testaments unser Gott?“ \*) bejaht werden. Der Gerichtsernst und Eifer Gottes wird ja im Alten Testament besonders stark betont; wir wollen zugeben, daß die Schilderung, da oft mehr ins Menschliche geht, als es unserem Gefühl für die Erhabenheit Gottes heute entspricht. Wie schön aber wird auch an zahlreichen Stellen die Freundlichkeit und Güte Gottes gepriesen! Man denke etwa an die herrlichen Stellen des 2. Je-

\*) Dies der Titel einer Schrift von Professor D. Sttli.



Isaasbuches („Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen.“ 54, 10. Du, Herr, bist unser Vater und Erlöser; von alters her ist das dein Name. 63, 16 . . . . Ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende. 49, 6.) Es ließen sich aber auch sonst ungezählte Stellen des Alten Testaments anführen. Unverantwortliche Oberflächlichkeit ist es, wenn man unterscheidet: Das Alte Testament schildere Gott als Heiligkeit, das Neue Testament als Liebe. Für den frommen Israeliten vereinigt sich beides in dem einen Gott, gnädige Gesinnung und richtende Majestät. Aber, das ist nun höchst bezeichnend: er kann seinen Glauben an das liebende Erbarmen Gottes bei starker Empfindung für seine heilige Größe nur festhalten, indem er in die Zukunft blickt. Die Religion des Volkes Israel ist eine Religion der Hoffnung in ganz merkwürdigem und einzigartigen Maße. Welche andere Religion der Welt ließe sich darin mit ihr vergleichen! Dies ist daraus zu erklären, daß es für die Gegenwart noch als rätselhaft empfunden wurde, wie sich in Gott Ernst und Liebe vereinigen. Es ist das auch im Alten Testament noch ein Problem, dessen Lösung erst die Zukunft bringen sollte. Noch fehlte für die Religion, sozusagen, der helle Durchblick zum klaren Himmel hinauf. Die jüdische Religion kann also mit gutem Grund als eine noch nicht fertige, noch nicht abgeschlossene Religion angesehen werden; sie ist tatsächlich die Vorstufe des Christentums, als die man sie zu betrachten pflegt. Was aber selbst im höchst

entwickelten Heidentum zusammenhangslos und widerspruchsvoll ist, das ist es doch im Judentum nicht. Der Glaube an Gottes Liebe ist hier insofern keine Illusion, als er sich auf die Hoffnung gründete, daß sich in der Zukunft erweisen würde, wie Gottes heilige Größe und sein mildes Erbarmen sich ausgleichen und zusammenfinden.

Eben das ist nun aber die Bedeutung Jesu, daß er durch seine Persönlichkeit dartut, wie beide sich vereinigen. Zu seinem Wesen gehörte zugleich göttlicher Ernst und himmlische Liebe, so daß jeder Widerspruch bei ihm aufgehoben erscheint. Beides verbindet sich in ihm zu wunderbarer Einheit. Das gerade eben macht ihn selbst aus, ihn, den Einzigen, daß sich beides in ihm zusammenfindet als zwei Seiten ein und desselben Charakters. Wer hätte nicht bei ihm den Eindruck einer erhabenen Geschlossenheit und Harmonie seines Wesens? Oder wirkt seine Person irgend derart, daß man einen Zwiespalt in ihm wahrnimmt und nicht vielmehr lichteste, einheitlichste Klarheit? Aus dem Grundzug seines geschlossenen Wesens aber, aus seiner ernststen Liebe, folgte für ihn mit innerer Notwendigkeit, wie wir sahen, seine Leidenstat, sein Tod. Durch ihn hat er also am höchsten erwiesen, wie gebietende Hoheit und hingebende Liebe sich vereinigen. Und da wir ihn nur als Gotteserscheinung verstehen konnten, hat er somit sterbend am höchsten erwiesen, wie die Heiligkeit und die Barmherzigkeit Gottes zusammenstimmen. Das ist die Bedeutung des Todes Jesu; das ist die neue Offenbarung durch seine Heilandstat.



Sie ist also die Lösung des Grundproblems aller Religion.

Freilich besteht hiernach diese Lösung nicht zunächst in einer Theorie; sondern eben das Hintreten einer Person vor die Menschheit bildete diese Lösung, einer Person von ganz unvergleichlicher Bedeutung. Eine Theorie ist etwas für die Gedanken; diese sind aber in der Religion nicht das erste. Hier ist das ganze Innere beteiligt. Im Glauben des Herzens geschaut und mit der ganzen Seele ergriffen werden will die Person, die durch ein wunderbares Leben und ein unvergleichliches Sterben in einem Taterweis die Lösung gebracht hat. Das Denken knüpft dann im besonderen seine Folgerungen daran: Theorien, welche den Sinn und die Bedeutung des Lebens und Leidens Christi zu veranschaulichen helfen, sind nicht ausgeschlossen. Aber zunächst handelt es sich um den unmittelbaren Eindruck, den er uns gibt als der persönliche Erweis dafür, wie gewaltiger Gottesernst und mildeste Himmelsgüte hier eins geworden sind. Wenn wir auf ihn hinblicken, dann durchbebt uns innerlich mit leisem Schauer eine Empfindung von Gottes ewiger Größe, und zugleich wälzt unser Herzstrom beseligt seinem Erbarmen entgegen.

Die Denkfolgerungen liegen ja freilich zum Teil so nahe, daß sie sich wie von selbst ergeben. Die nächstliegende ist die Erkenntnis, daß Gott seine Liebe in einer Weise geoffenbart hat, die eine falsche Stellung dazu ausschließen soll. Die oberflächliche und leichtsinnige Art der Menschen nämlich nimmt die Liebe Gottes oft so hin, als käme sie ihnen nur so zu,

und als könnten sie sie beanspruchen. Darum hat Gott der Menschheit, als er ihr seine Liebe am höchsten und meisten zuwandte, zugleich seinen ewigen Ernst am gewaltigsten zu spüren gegeben. Der soll sie niederbeugen und ihren Unwert erkennen lassen. Das ist der Sinn, der im Kreuzestode Jesu liegt. Man soll nicht meinen, man könne sich der Liebe Gottes trösten und freuen, ohne sich vor seinem allmächtigen Ernst zu beugen. Leichtfertiger Glaube an Gott ist Spott. Und so viel dem Glauben noch anhaftet von der Art, die es leicht nimmt mit den heiligsten Dingen, so viel steht er noch im Widerspruch mit der Person Jesu und mit seinem Kreuzestod.

Zugleich aber ergibt sich unmittelbar die andere Folgerung für das Verständnis des Todes Jesu, daß er die Vergebung der Sünden bedeutet. Die Beziehung auf Schuld und Unrecht der Menschen, die in ihm liegt, ist ja klar ersichtlich. Und wenn sich ihnen gegenüber die Liebe Gottes geoffenbart hat, so kann das nur besagen, daß sie vergeben sind. Das ist ja der bekannte Glaubenssatz der christlichen Kirche, sicher von tiefgreifendster Wirkung auf das Seelenleben ungezählter Menschen, und ebenso sicher wirklich im Tode Jesu begründet. Wenn ein „moderner“ Theologe wie Professor D. W e r n l e in seinem Buche über „Die Anfänge unserer Religion“ schreibt: „Eins steht fest: Der Gedanke der Sündenvergebung hat mit dem Tod Jesu nichts zu schaffen!“ (S. 80), so ist das nicht etwa eine überraschende Entdeckung der neueren Forschung, in die man sich finden muß, weil sie eben dem wahren Sachverhalt



entspricht, sondern es ist vielmehr eine vollkommene Verkennung des Tatbestandes, die leider lichtvollste Wahrheit zu verdunkeln hilft. Es hat sich für Jesus ja stets darum gehandelt, die Sünde zu bekämpfen, aus ihr zu befreien, sie zu vergeben. Daß sein ganzes Wirken gegen sie gerichtet ist, zeigt jede Seite in den Evangelien. Immerwährend in seinen Reden, — man denke an die Bergpredigt, oder an die Gleichnisreden, oder an sonst irgend welche Worte von ihm, — und ebenso in seinem Tun und ganzen Verhalten hat er sie im Auge als das, was es zu überwinden gilt. Wenn aber irgend etwas Wahres daran ist, daß sein Tod nicht als Verhängnis über ihn gekommen, sondern daß er ihm frei entgegengegangen ist, daß er als seine Tat zu beurteilen ist, dann kann es sich auch da um nichts anderes handeln, als um seine Gegnerschaft gegen die Sünde. Und da er diese Gegnerschaft zugleich in Form der höchsten Liebe bewiesen hat, so kann sie nur hinauskommen auf Vergebung der Sünde. Wir kennen ihn ja auch von früher, aus der Zeit seines Wanderns, Lehrens und Heilens als den, der an die Menschen herantrat und selbst ungebeten diesem oder jenem mit dem Wort begegnete: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!“ Ohne gewaltsame Behandlung des geschichtlichen Materials läßt es sich ferner nicht bestreiten, daß auch Jesus selbst am Abend vor seinem Ende seinen Tod auf die Vergebung der Sünden bezogen hat. Nimmt man an, daß in der Stelle: „Dies ist mein Blut des Bundes, das vergossen ist für viele zur Vergebung der Sünden!“ die Worte „zur Vergebung

der Sünden“ später hinzugefügt worden sind, so liegt doch auch schon darin, daß er sein Blut als Opferblut des Bundes ausgibt, für die Vorstellung der Menschen, zu denen er spricht, notwendig der Gedanke an Tilgung der Sünde, welche zwischen Gott und den Bundesgliedern steht. Wichtiger aber als irgend ein einzelnes Wort ist, wir möchten sagen, die ganze Richtung, in der Jesus wirkte, und diese ging und zwar am meisten am Kreuz in Ernst und in Liebe gegen die Sünde; d. h. mit anderen Worten: er strafte die Gewissen und er vergab die Schuld.

Auf daselbe aber kommen wir hinaus, wenn wir daran denken, daß wir in ihm Gottes Offenbarung haben. Die Sünde ist ihrem Begriff nach Verfehlung gegen Gott. Welcher Art das Schlechte auch sein mag, und was einer auch frevelnd antasten mag, er vergeht sich immer zugleich gegen Gott. Denn in Gottes Willen liegt der Maßstab für gut und schlecht. Darum können wir auch die Heiligkeit Gottes gar nicht anders verstehen, als daß sie gegen Sünde und Unrecht gerichtet ist. Wo sich die Majestät des göttlichen Willens bezeugt, da ist das Böse getroffen. Wenn nun aber damit die Offenbarung der höchsten Liebe, alle Dunkelheit von Sünde und Schuld überstrahlenden Liebe verbunden ist, wie beim Tode Jesu, so kann darin nur liegen, daß die Sünde, obgleich sie als Schuld angerechnet wird, dennoch vergeben ist. — Somit ist der Sinn des Kreuzes Christi: Deutlichste Befundung der Verwerflichkeit alles Gottwidrigen in der Welt und doch zugleich mildestes Ver-



z e i h e n, umgekehrt: erbarmendes Vergeben und doch zugleich ernstestes Richten. Das will sagen: Gott vergibt die Sünde, aber nicht ohne daß er in erschütternder Weise sein verwerfendes Gottesurteil über sie geoffenbart hat. Daß er nicht nach ihm verfährt, das ist seine Gnade. Möglich aber ist seine Gnade nur, da das Recht seiner Heiligkeit eben durch ihre vernehmlichste Offenbarung gewahrt ist. Der Begriff der Offenbarung bringt also hier in der That die Lösung. — Wenn man von V e r s ö h n u n g Gottes mit den Menschen spricht, so steht das hiermit im Einklang, falls man es in dem Sinne meint, wie Paulus schreibt: „Gott versöhnte die Welt mit sich selber.“ 2 Kor. 5, 19. Durch die Art seiner Offenbarung ermöglichte Gott den Erweis seiner Liebe gegen die Welt. Insofern er ihr seine Güte nicht ohne weiteres zugewandt, sondern eine Gegenwirkung gegen den gottfeindlichen Sinn der Menschen zum Zweck seiner Überwindung damit verbunden hat, hat der Begriff der Versöhnung zwischen Gott und Mensch sein Recht.

Man kann auch von einem Gegenspiel der Offenbarung Gottes durch Jesus auf Golgatha reden, insofern sich dort auch die menschliche Sünde auf ihrem höchsten Gipfel befunden hat. Ein solches Maß von Haß und Bosheit seitens religiös-sittlich wohlunterrichteter Menschen gegenüber dem, der die reine Liebe in Person war, ist nicht zu überbieten. Das Gegenspiel irgend welcher Vorgänge aber dient oft dazu, sie selbst ins rechte Licht zu setzen, und so ist es auch hier. Die menschliche Sünde hat sich dadurch,

daß sie unter dem Kreuze Christi so recht ihr verzerrtes Gesicht gezeigt hat, in ihrer ganzen abstoßenden Niedrigkeit und erschreckenden Verworfenheit offenbart und gebrandmarkt. Das verstärkt den Eindruck von Jesu Reinheit und von Gottes Heiligkeit. Gott hat das Unrecht der Menschen gerichtet, indem dies sich selbst gerichtet hat.

Leidenschaftlichste Auswirkung der menschlichen Art und gewaltigste Gottesoffenbarung durch einen auserwählten Menschen treffen hier also zusammen. Ist diese Gottesoffenbarung etwas Einziges, so ist sie jedoch nicht etwas ganz Ausschließliches; sie ist nicht wie ein ganz vereinzelter Lichtstrahl, der von oben in die dunkle Welt herniedergefallen ist. Sondern Lichtstrahlen von Gott fallen tausend- und millionenfach zu uns Menschen hernieder. In der Natur, im Geistesleben, im Lebensgang des einzelnen Menschen und in der Geschichte der Völker gibt Gott sich uns kund. In Jesus und durch die Vorgänge, in deren Mittelpunkt er stand, haben wir jedoch erst die volle Offenbarung der Gesinnung Gottes gegen uns Menschen, ihr klarstes Sichtbarwerden hier unten im Bereich des Menschlichen. Um ein Bild zu brauchen: Alle anderen Offenbarungen sind wie das Blinken der ungezählten kleinen Sterne, jene eine Offenbarung wie der Lichtstrom der einen großen Sonne, die auf uns alle herniederscheint. Die Liebe Gottes ist dem vergleichbar, daß die Sonne uns Heiligkeit gibt; der Heiligkeit Gottes gleicht es, daß wir in den reinen Glanz des über uns schwebenden Feuerballes nicht hineinschauen können. Auf Golgatha



ist über alles schön und herrlich offenbar geworden, daß der Glaube an Gottes Liebe und an seine Gnade Grund hat. Aber es ist dort zugleich auch so eindringlich wie sonst nie offenbar geworden, daß Gott allem Schlechten ewig entgegen, namenlos rein, hehr und vollkommen ist, daß beim bloßen Gedanken an ihn alles Böse entweichen muß wie die Schatten vor der Sonne, und daß auch seine Liebe nur an den Menschen tun und wirken kann, was die Geltung seiner Heiligkeit nicht antastet.

Wenn man sagt, zum Glauben an die Vergebung der Sünden sei der Tod Jesu nicht nötig gewesen, so ist das nach dem Bisherigen also dasselbe, wie wenn man sagt: die höchste Offenbarung des liebenden Erbarmens Gottes und seines heiligen, ewigen Ernstes sei dafür nicht notwendig gewesen. Die Frage ist noch zu erörtern, ob und inwiefern auch ohne Beziehung auf den Tod Jesu Glaube an Gottes Vergebung möglich ist. Das eine jedenfalls ist leicht einzusehen, daß durch den Blick auf das Kreuz Christi dieser Glaube erst seinen vollen Halt hat und sich zur größten Ernsthaftigkeit und Innigkeit erhebt. Das kann uns das Beispiel von Männern wie Paulus und Luther anschaulich machen. Beide sind Menschen, die gleich einem seelischen Heißhunger das Bedürfnis hatten, von Schuld vor Gott frei zu werden, täglich vor Gott gerechtfertigt dazustehen. Der besonderen Tiefe dieses ihres Bedürfnisses aber entsprach es, daß es in dem Glauben an den Gekreuzigten Befriedigung fand. Je mehr die christliche Predigt den Menschen diese Bedeutung des Kreuzestodes Jesu

zu Bewußtsein bringt, umsomehr wird das dazu dienen, in ihnen zunächst erst das gleiche Bedürfnis zu wecken und sie dann zum wahren inneren Frieden zu führen. Daß aber ein solches Bedürfnis und seine Stillung identisch ist mit der echten Religiosität des deutlichen, wahren Gottempfindens im Menschen, daran ist nicht zu zweifeln. Die Kirche hat also keinen Grund, die Predigt von der Gnade und Vergebung Gottes um des Leidens und Sterbens Christi willen fortan verstummen zu lassen. Vielmehr muß seine Heilandstat im Mittelpunkt der Botschaft, die sie an die Welt auszurichten hat, für alle Zeiten stehen bleiben. Wenn das strahlende Licht des Kreuzes Christi erbläht, dann erbläht die Religiosität, weil dann der Eindruck von dem Ernst und der Liebe Gottes vermindert wird.

Eine scheinbare Schwierigkeit liegt ja darin, daß Jesus schon immer, längst vor seinem Hinscheiden, und auch ohne auf seinen Tod hinzuweisen, die Menschen an Gottes Vergeben zu glauben gelehrt hat. Es ist das ja eine bekannte Einwendung. Namentlich an das Gleichnis vom verlorenen Sohn pflegt man in diesem Zusammenhang zu erinnern. Professor Wernle schreibt in seinem angeführten Buch: „Man muß zuerst das Evangelium Jesu von der frei verzeihenden Vaterliebe Gottes, das Unser Vater, die Gleichnisse vom verlorenen Sohn, vom unversöhnlichen Knecht, von den zwei Schuldnern, vom Pharisäer und Zöllner vergessen haben, wenn man sich in den Gedanken finden will, daß uns Gott um des Todes



Jesu willen verzeihe“ (S. 80). Das wäre nur richtig, wenn nicht auch in all den Worten Jesu die Heiligkeit Gottes ihre Stelle neben seiner Liebe hätte. Geht nicht im Unser Vater die Bitte: „Geheiligt werde dein Name!“ der andern: „Vergib uns unsere Schuld!“ voraus? Gibt das Gleichnis vom verlorenen Sohn nicht neben der Größe des göttlichen Vergebens auch dem richtenden Gottesernst Ausdruck? Vom Vater im Himmel sich entfernen und bei ihm sein wird gleich angesehen, wie tot und lebendig sein. „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden!“ So sagen alle solchen Worte dasselbe, was das Kreuz Christi mit vollster Vernehmlichkeit sagt. Und wenn es nicht deutlich in ihnen erhalten wäre, so läge die Ergänzung in ihm selbst, in der Person dessen, aus dessen Munde die Worte kamen. Weil er so sagt, darum trägt und begleitet stets der Eindruck von Heiligkeit und Liebe die Worte. Gerade er konnte nicht nur Gottes Verzeihen verkündigen, sondern auch selbst schon immer vor seinem Tode vergeben; denn die Bedingungen dafür waren in seiner Person vorhanden. Aber dadurch ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Eigenart und Einzigartigkeit seiner Person zu ihrer höchsten Entfaltung kommen mußte.

Anmerkung: Professor D. Bachmann sagt in seiner Schrift „Die Bedeutung des Sühnetodes Christi für das christliche Gewissen“: „Alles Individuelle braucht, wenn es nicht auseinanderfallen soll, ein Gemeinsames, alles Einzelne und Anfängliche ein zusammenfassendes Letztes, ein System von Punkten,

einen Schwerpunkt. Die Heilandsfülle Christi ist doch nicht bloß eine Summe einzelner Worte und Taten, sondern eine in reichste Entfaltung erschlossene zentrale Tat. Dieses Mittelpunktliche ist uns eben das sühnende Leiden des Herrn“ (S. 18.) —

Man braucht denen, welchen die Person Christi der Halt ihres Glaubens ist, denen aber die klare Erkenntnis von der Bedeutung seines Kreuzestodes fehlt, darum nicht abzustreiten, daß auch sie einen ernsthaften und innerlich befreienden Glauben an das Verzeihen Gottes haben. Aber man fragt sich doch mit Recht: Warum nicht in der Not des inneren Kampfes dorthin blicken, wo Jesus uns sein Herz und sein Wesen am meisten erschlossen hat, und wo er in den schmerzlichsten Vorgängen am herrlichsten den Himmel über uns aufgetan hat, warum nicht ergriffen wahrnehmen, wie dort der Vater ihn verklärt und er den Vater verklärt hat? Joh. 17, 1.

Es ist nach dem früher Gesagten auch kaum noch nötig zu erörtern, inwiefern auch schon im Alten Testament der Glaube an Gottes Vergebung möglich war. Er war möglich und berechtigt, insoweit das fromme Empfinden die Heiligkeit und Liebe Gottes zugleich umfaßte und die Lösung für dies wundersame Sineinander, ob auch nur im unbestimmten inneren Drange, von der Zukunft erwartete, die dann Gegenwart geworden ist, als Jesus Christus kam.

Es liegt alles an unserer Stellung zur Person Jesu. Wer nicht Gottes Offenbarung in ihm erkennt, wer beim freien, klaren Blick auf ihn nicht die Wirklichkeit und Nähe des Gottes der heiligen Liebe tief



empfindet, der kann hier nicht folgen. „Wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen.“ Und so kommt hier auch das Walten Gottes ohnegleichen in Frage, durch welches Jesu Sterben in Leben, seine scheinbare Niederlage am Kreuz in Sieg, sein dunkler Karfreitag in helles O s t e r n sich wandelte. Dieser Ausgang seiner Leidenstat ist bei allem Vorhergesagten bereits die stille Voraussetzung. Man könnte ja sonst auch den Tod Jesu so verstehen, um es einmal so auszudrücken, daß die Liebe Gottes sich ewig trauernd hinter seinem Ernst zurückgezogen habe. Wäre nicht ein O s t e r n gefolgt, so wäre diese Auffassung möglich, ja vielleicht notwendig, bei aller Empfindung dafür, daß beides zugleich wie ein Hauch von oben das Kreuz Jesu umgab. Aber die Liebe Gottes ist uns nicht genommen, nachdem sie sich noch einmal am höchsten offenbart hat. Das zeigt uns der Auferstehungstag mit allen seinen Folgen, von denen die größte die ist, daß die Botschaft von dem am Kreuz geoffenbarten heiligen Erbarmen nun aller Welt gebracht wird.

Wir haben in dem historischen Bericht sehr lebenswahre psychologische Züge bei der Schilderung, wie am Ostermorgen die Herzen ein erstes Ahnen davon ergriff, daß die heilig ernste und doch so milde Art des Meisters ihnen dennoch nicht entschwunden, sondern wieder nahe sei. Es heißt von den Frauen am Grabe, daß sie ein Bittern und Entsetzen ankam. Das läßt uns einen Blick in echtes, tiefes Herzenserleben hinein tun. Ein moderner Theologe, Professor D. Fr. Loofs schreibt dazu: Man müsse etwas „erfahren“ haben von dem, was das Markusevangelium von den

Frauen sagt: „Es war sie Zittern und Entsetzen angekommen. . . . denn sie fürchteten sich“; man müsse „empfunden“ haben, „daß mit der Botschaft „Christ ist erstanden“ etwas ganz Außergewöhnliches, der natürlichen Erfahrung zunächst Unfaßbares eintritt in die Weltgeschichte.“ (Die Auferstehungsberichte und ihr Wert. 3. Aufl. S. 9.) Was die Jünger und Jüngerinnen am Ostertage empfanden, war im Grunde: Gottes Gericht über ihre bisherige Glaubenslosigkeit und seine Gnade, daß sie nun doch wieder glauben durften. —

Ewige Gottesliebe und ewiger Gottesernst sind seitdem immer mehr in die Menschheitsgeschichte verwoben und haben ihr ihren tiefsten, wertvollsten Inhalt gegeben, haben ungezählten einzelnen Menschen zu dem Besten verholfen, was sie haben. Ob die Form, in welcher das in die Erscheinung tritt, auch oft noch so unvollkommen ist, auf das, was still dahinter liegt, muß man achten. Das führt sich zurück auf Jesus Christus und auf seine Heilandstat. Er selbst, der Gekreuzigte, der Lebendige, in seiner Hoheit ohnegleichen und in seiner Liebe ohne Maß, er ist das Evangelium, er ist das Wesen des Christentums.

---



Vergegenwärtigen wir uns nun noch, welche Auffassungen vom Erlösungswerk Christi man zu den verschiedenen Zeiten in der Christenheit gehabt hat, so wird uns das Anlaß geben, die bisher entwickelten Gedanken weiter zu führen, zu vertiefen und abzugrenzen. Die Anschauungen der Urchristenheit haben wir gelegentlich schon berührt. Man kann, um von den vielen Einzelheiten abzusehen, als die beiden leitenden Ideen für die Beurteilung des Todes Jesu in den neutestamentlichen Schriften den Opfer- und den Stellvertretungsgedanken bezeichnen. Die Beziehung auf den Opferkultus liegt vor an allen Stellen, wo von dem Blute Jesu und seiner erlösenden, reinigenden Wirkung die Rede ist. Wenn irgend welche religiöse Bedeutung von Blut in Frage kam, so konnten Menschen jener Zeit gar nicht anders, als an das Opfer denken. Man vergegenwärtige sich doch, welche Bedeutung das Opfer damals für das religiöse Denken und Empfinden hatte! Es stand im Mittelpunkt der gottesdienstlichen Feier, es rief im besonderen Maße ein Gefühl von der Gegenwart Gottes hervor. Dem Opfer aber verlieh die Hingabe des Blutes, welches als Lebensträger galt, besonderen Wert und Ernst. Nicht allein jedoch, daß im Neuen Testament oft von der heilbringenden Bedeutung des

Blutes Jesu geredet wird, die Selbsthingabe Christi wird auch ganz ausdrücklich als Opfer bezeichnet. Vgl. Eph. 5, 2 u. viele Stellen des Hebräerbriefes. Deshalb kann kein Zweifel bestehen, wie die erste Christenheit gedacht hat: sie hat den Tod Christi als großes Opfer angesehen, das dazu dient, die wahre, volle Gemeinschaft mit Gott herzustellen, und dies eine große Opfer Jesu ist dann als Ersatz für alle anderen betrachtet worden.

Auch beim Stellvertretungsgedanken ist es völlig gesichert, daß er im ersten christlichen Zeitalter auf den Tod Jesu angewandt worden ist. Er liegt ja auch schon im Alten Testament vor und zwar in dem wunderbar tiefen Kapitel 53 des 2. Jesajabuches („Fürwahr er trug unsere Krankheit usw.“) Er findet sich auch in der apokryphen Literatur des Judentums der Synagoge schon vor der Zeit Christi. Dort wird dem Tode der Märtyrer Segenswirkung für ihre Volks- und Glaubensgenossen zugeschrieben. Im Neuen Testament ist die Anschauung, daß Jesus an Stelle der sündigen Menschheit gestorben sei, besonders durch Paulus vertreten. Er hat den Gedanken am stärksten und eindruckvollsten ausgeprägt in den beiden Stellen 2. Kor. 5, 21 („Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht“) und Gal. 3, 13 („Christus hat uns erlöst vom Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns“). Aber auch sonst im Neuen Testament findet sich dieselbe Vorstellungsweise, so z. B. im 1. Brief des Petrus 2, 24 („Er hat unsere Sünde hinaufgetragen an seinem Leibe auf das Holz“). Selbst



die Evangelien machen hier keine Ausnahme. In der Berichterstattung des Markus über die Kreuzigung ist Bezug genommen auf Jes. 53 („Er ist unter die Übeltäter gerechnet“ — daselbst dem Worte benachbart: „Er hat vieler Sünde getragen“); und im Evangelium Johannes ist das Wort des Täufers angeführt: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“ Joh. 1,29.

Man kann nun aber von den neutestamentlichen Schriftstellern nicht behaupten, daß sie fremde Gedanken an die Betrachtung des leidvollen Endes Jesu herangebracht hätten. Selbst bei Paulus, obwohl er natürlich in den Denkformen seiner Zeit denkt, ist es doch deutlich zu erkennen, daß der unmittelbare Eindruck des Todes Jesu für seine Aussagen bestimmend ist. Wenn er z. B. schreibt, Gott habe Jesus für uns zur Sünde gemacht, so ist das doch in der That ein Gedanke, der sich beim Anblick des Gekreuzigten mächtig aufdrängt: Er ist behandelt worden, als wäre er die Sünde selber, und Gott hat es zugelassen, ja er muß es wohl selbst gewollt haben und zwar um unserwillen. Die überwältigende Größe des Ereignisses an sich ist es, welche die neutestamentliche Auffassung vom Tode Christi verständlich macht; das gilt eben gerade auch von Paulus, und die Neigung zum Theologisiren nach rabbinischer Art kommt bei ihm wie bei den meisten anderen urchristlichen Schriftstellern erst sehr hinterher in Betracht. Jedenfalls ist die Vorstellung von Frenssen und anderen, bei denen es sich so ausnimmt, als hätte die Theologenkunst aus dem im Grunde kümmerlichen

Ereignis des Unterganges Jesu schließlich etwas höchst Bedeutsames und sehr Heilsames zu machen gewußt, gänzlich verfehlt.

Die apostolischen Aussagen decken sich zum Teil mit unserer bisher gewonnenen Auffassung (Christus ist aus Liebe zu uns gestorben; Gott hat uns dadurch seine Gnade bewiesen; um des Kreuzes willen sind uns die Sünden vergeben; aber es liegt auch eine richtende Wirkung in ihm, vgl. hierfür z. B. 1. Kor. 1, 18). Wir werden weiterhin jedoch noch zu prüfen haben, ob die leitenden Gedanken des Neuen Testaments vom Opfer und von der Stellvertretung Christi mit der Wertung seiner Heilandsstat, die sich uns ergab, im Einklang stehen.

Was man unseres Erachtens den Aposteln nicht vorwerfen kann, das ist dann unter den Theologen der christlichen Kirche zum Teil bis in die neueste Zeit hinein üblich geworden, nämlich, Theorien, die nicht der Sache selbst entnommen sind, an das Ereignis des Todes Jesu, das doch durch sich selbst so unendlich bedeutungsvoll ist, heranzubringen.

In der alten griechischen Kirche war folgende Auffassung vorherrschend: Jesus war von Gott ausgesandt, um dem Teufel die ihm durch die Sünde verfallene Menschheit abzurufen. Durch sein Sterben drang das unvergängliche Leben in das finstere Reich des Satans; dadurch wurde es überwunden und die Menschheit von ihm befreit. Mit diesen Gedanken verband sich wohl gar noch der andere, Jesu göttliches Wesen sei in seine Menschlichkeit eingehüllt worden, damit der Teufel dadurch getäuscht



würde und sich auf den Kampf mit ihm einließe. Es spiegelt sich in dieser Anschauungsweise, deren bedeutendster Vertreter der Kirchenvater Origenes gewesen ist, deutlich der gewaltige Kampf jener Zeit zwischen Heidentum und Christentum wieder. Das gibt ihr trotz ihrer Fremdartigkeit auch für uns noch etwas Imposantes.

Auf der anderen Seite wurde der christliche Glaube mit dem verfeinerten Denken des antiken Heidentums sogar in nähere Berührung gebracht. Die Anschauung über das Erlösungswerk Christi, die besonders durch Athanasius zur Geltung gekommen ist, steht in Beziehung zur griechischen Philosophie. Jesus habe durch sein Auferstehen von dem Tode für uns den Tod überwunden und uns die Unsterblichkeit, die Teilnahme am göttlichen Leben erworben. Nach der späteren griechischen Philosophie galt die Unvergänglichkeit als das höchste Gut, und daß das Christentum dies bringe, darauf ging darum die Beweisführung in echter Zeitgemäßheit hinaus.

Durch den Einfluß der römischen Welt und durch die Verpflanzung des Christentums auf germanischen Boden traten dann mit der Zeit ganz andere Gedanken in den Vordergrund. Anselm von Canterbury stellte folgende Theorie auf, die an das römische Bußverfahren und zugleich an die germanische Sühneanschauung erinnert: Gott ist durch die Sünde der Menschen in seiner Ehre geschädigt. Um sie wiederherzustellen, müßten die Menschen büßen. Für sie erduldet Jesus den Tod. Da er der Gottmensch ist, hat sein Todesleiden unendlichen Wert und so ist Gott

dadurch eine vollgültige Genugthuung erwiesen. Ob wir uns diese Gedankenfolge auch nicht aneignen können, es ist doch etwas an ihr, was Widerhall in uns findet; es klingt uns aus ihr entgegen wie: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'.“

Noch mehr in die römisch-katholischen Anschauungskreise führt Thomas von Aquin, der größte der Scholastiker, hinein. Er wendet den Begriff des Verdienstes auf Christi Werk an. So wie ein Heiliger sich durch sein Büßen ein Verdienst erwirbt, so hat sich Christus durch sein Leiden und Verzichten auf das, was ihm gebührte, ein übergroßes Verdienst erworben, und dies geht von ihm, dem Haupte, auf die Glieder seines Leibes, die erlöste Gemeinde, über.

Luther erwies sich auch in dem Punkte als Reformator, daß er in kraftvoller Weise auf die apostolischen Aussagen über das Heilswerk Christi, namentlich auf die des Paulus zurückgriff. Allerdings hat er daneben auch unbedenklich Gedanken aus den Anschauungen der verschiedenen Kirchenväter und Scholastiker verwandt. Die protestantischen Theologen des nachreformatorischen Zeitalters haben dann wieder eine wesentliche Fortbildung der Lehre von der Erlösung durch den Tod Christi vollzogen, und zwar in Anlehnung an Anselm von Canterbury. Der Strafgedanke, der früher nur anklingt, ist von ihnen in den Vordergrund gerückt und näher durchdacht worden. Jesus habe an Stelle der sündigen Menschheit freiwillig die göttliche Strafe auf sich genommen, ihn habe für sie Gottes Gericht getroffen. Da seine göttliche Person unendlichen Wert habe,



so sei seine Bestrafung genug für die Schuld der ganzen Welt. An dieser Auffassung ist etwas, was uns packt, und zugleich etwas, was in unser Denken und Empfinden nicht eingehen will. Die Liebe Christi kann ergreifender nicht gedacht werden, als wenn er sich für uns Menschen strafen ließ. Aber wir können doch die Bedenken gegen die sittliche Möglichkeit, Strafe von den Schuldigen auf einen Unschuldigen zu übertragen, nicht überwinden.

In gewisser Weise kann man von all den verschiedenartigen, ob auch sich berührenden Theorien der Jahrhunderte sagen, daß die Offenbarung der Heiligkeit und der Liebe Gottes in ihnen mit enthalten ist. Doch haben wir den Gedanken daran in ihnen nicht klar und unmittelbar, sondern in mehr oder weniger fremdartigen Hüllen. Jedenfalls bemühen sie sich um das Verständniß der Heilswirkungen des Todes Jesu. Das Verlassen dieses Standpunktes wird dann jedoch angebahnt durch die Socinianer im 16. Jahrhundert und durchgeführt durch die Rationalisten im 17. Jahrhundert.

Der Rationalismus gab die Heilsbedeutung des Leidens und Sterbens Jesu ganz preis; nach ihm war Jesus in seinem Leben wie in seinem Sterben nur noch das Vorbild eines sehr frommen und guten Menschen. Da das ganze Christentum für jene Zeit ein blässeres Aussehen annahm, so ist es ja erklärlich, daß Kern und Stern des Christenglaubens zuerst davon betroffen wurde.

Die Stellung Schleiermachers, des Begründers der neueren Theologie, bedeutet eine Rückkehr

zur besonderen, einzigartig erlösenden Bedeutung Christi und einer damit zusammenhängenden Würdigung seines Leidens, zugleich aber ist er doch von allen früheren Lehrformen erheblich abgewichen. Das „Geschäft Christi“ besteht nach ihm in der Aufnahme der Gläubigen in die Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins und in die Gemeinschaft seiner ungetrübten Seligkeit. Deshalb hat Jesus, der nach seinem inneren Wesen eine Neuschöpfung Gottes mit vollkommenen Gottesbewußtsein ist, Gemeinschaft mit uns gehabt bis in die äußersten Leiden hinein. Bei dieser Auffassung, die Schleiermacher so geistvoll entwickelt, kommt jedoch die objektive Offenbarung Gottes nicht zu ihrem vollen Recht. Mit Kräftigung des Gottesbewußtseins ist es nicht getan. Eine neue und höchste Erschließung Gottes, in welche er uns bei vollster Bekundung seiner Heiligkeit dennoch unendliches Erbarmen beweist, das ist viel mehr, viel trostreicher; darin liegt wirklich für den schwersten Druck der Schuld und für die tiefste innere Friedlosigkeit die Erlösung.

Auch die Anschauung Albrecht Ritschls, des bedeutendsten Theologen kritischer Richtung im 19. Jahrhundert nach Schleiermacher, trifft nicht das Rechte. Er versteht Christus als den Offenbarer der Liebe Gottes. So erfahre die gläubige Gemeinde durch ihn Gottes Vergebung. Aber er beschreibt ihn nicht auch zugleich als den Offenbarer der göttlichen Heiligkeit. Die ernste Beugung des Menschen vor Gott will er ja darum nicht ausschließen; vielmehr schreibt er: es werde „der Eindruck von dem Werte der Sündenvergebung das Gefühl von der Unwürdig-



keit der eigenen Verschuldungen erst recht wach erhalten". (Rechtfertigung und Veröhnung 3. Aufl. Bd. 3. S. 513.) Immerhin kommt so Gottes heiliger Ernst nicht zur vollen Geltung. Und das schuldbedrückte menschliche Gewissen, das nicht anders vermag, als voll mit ihm zu rechnen, wird nicht befriedigt.

Von den sogenannten modernen Theologen der Gegenwart nun hat ein Teil nicht nur die Theologenmeinungen der Jahrhunderte ganz verlassen, sondern auch die wesentlichsten Bestandteile der urchristlichen Anschauungen über den Tod Jesu preisgegeben und ist wieder auf den rationalistischen Standpunkt seiner bloßen Vorbildlichkeit zurückgeraten. Wernle schreibt: „Nichts von Sühne, von Stellvertretung, überhaupt von Heilsgedanken! Der Mensch Jesus, dem das Leiden und Sterben so entsetzlich schwer und bitter wird, und der trotzdem zu Gott: Vater, mein Gott sagt und an diesem Vater festhält, selbst als es den Anschein hat, er habe ihn verlassen. Das im Tode sich vollendende Dennoch des Glaubens, für uns, seine Jünger, das Trostreichste und Beste, das er uns in seinem ganzen Leben gegeben hat. Und zugleich ein Geheimnis, das am besten mit Schweigen zu verehren ist und mit der Tat." (A. a. O. S. 79.) Seine eigene positive Stellungnahme bringt Wernle hier schön zum Ausdruck. Was er sagt, bedeutet aber jedenfalls keiner der früheren Anschauungen gegenüber einen Fortschritt. Der Leidensmut voll festen Gottvertrauens ist etwas, wovon wir schon im Alten Testament herrliche Beispiele haben, und er ist

gerade auch vielfach von solchen Christen erhebend bewiesen worden, die in der Weise, die Wernle verwirft, an die Bedeutung des Todes Jesu glaubten. Das zeigen viele unserer besten Kirchenlieder. Wernles Standpunkt ist also kein Fortschreiten zu neuer, höherer Einsicht; dagegen ist er ein Zurückbleiben hinter der wahren Erkenntnis, insofern er an das Verständnis der Liebe Christi keineswegs heranreicht. Das Leiden und Sterben sei Jesus so entsetzlich schwer und bitter geworden, das bezieht sich auf selbstliches Leiden, wenn auch keineswegs auf selbstsüchtiges Leiden; es ist so gemeint, daß er im Gedanken an sich selbst so schwer zu tragen gehabt habe durch das, was ihm auferlegt wurde. Dabei bleibt aber ganz außer Betracht, in welchem Maße er vielmehr immerwährend von dem Gedanken an die anderen, also von Liebe, bewegt war, und doch ist das erst der Schlüssel des Verständnisses für ihn und sein Sterben.

Ein anderer Teil kritisch denkender Theologen der Gegenwart und zwar gerade solcher, die aus Ritschls Schule hervorgegangen sind, hat sich den biblischen, man kann auch sagen, den kirchlichen Anschauungen vom Erlösungswerk Christi nicht unerheblich wieder genähert. Von ihnen ist erkannt und anerkannt, daß Jesus in seinem Tode nicht nur die Liebe Gottes, sondern ebenso auch seinen heiligen Ernst geoffenbart hat. Diese Auffassung haben besonders der schon genannte Professor D. Th. Häring und Professor D. Zul. Kaftan vertreten. Ihnen stehen nahe Systematiker wie Reischle, Kirn und Rattenbusch, also eine Reihe sehr namhafter Theologen.



Weil man sich früher zu sehr in Spekulationen über göttliche und ewige Dinge erging, selbst wenn wir Menschen keine Erfahrung von ihnen machen können, hat man sich in der neueren theologischen Wissenschaft darauf beschränkt, nur Aussagen zu tun über das, was für unseren Glauben wertvoll ist. So erklärt sich bei Theologen von der genannten Richtung die Neigung, ihre Darstellung des Werkes Christi, wie uns scheint, doch zu subjektiv zu wenden. Die Offenbarung der Heiligkeit Gottes durch den Kreuzestod Jesu will man nur in der Beziehung würdigen, daß dadurch nach Gottes Willen Buße im Menschen bewirkt werden sollte. Hier hat das Bestreben, das subjektiv Wertvolle des theologischen Sazes aufzuweisen, es übersehen lassen, daß die Offenbarung der Heiligkeit Gottes wie immer so besonders hier noch eine andere sehr ernste Wirkung haben kann, nämlich den Menschen zu richten, wenn er sich nicht zur Umkehr aus Sünde und Unrecht bewegen lassen will. Entweder er verhärtet dadurch, daß er sich innerlich abschließt gegen die Einwirkung der göttlichen Berührung, um so mehr in seinem inneren Menschen, — und das ist auch ein Gericht, denn es ist Verlust an dem Besten, was er hat, an seinem Persönlichkeitsleben, — oder aber er wird durch Gewissensunruhe und Friedlosigkeit gerichtet. Dies hat ja auch in der bekannten Sage von Abasverus, dem ewigen Juden, der den kreuztragenden Heiland, als er in seinem Hause ausruhen wollte, scheltend forttrieb, tief sinnigen Ausdruck gefunden.

Auch die konservativen Theologen der

neueren Zeit haben die altprotestantische Auffassung nicht ohne Weiteres beibehalten, sondern sie zu verbessern und zu verfeinern gesucht. Vor allem hat man den Gedanken preisgegeben, daß Jesus gerade ebenso viel Strafe erlitten habe, wie die Menschheit sie verdient hat. Eine solche genaue Abrechnung ist weder durchführbar für das Denken, noch wohlthuend für das Empfinden. So ist man zunächst zu der Anschauung übergegangen, der Tod Jesu sei ein Straferempel gewesen. Gott habe an diesem Beispiel zeigen wollen, wie er die Sünde straft. Aber warum gerade der vollkommen Reine und Unschuldige den Zwecken dieser göttlichen Exemplifizierung dienen mußte, wollte so wenig einleuchten, daß man auch diese Meinung bald allgemein wieder aufgegeben hat. Und man ist nun übereinstimmend auf den Begriff der Sühne hinausgekommen. Allerdings weichen die Theologen in der näheren Bestimmung dieses Begriffes untereinander ab. Gewöhnlich faßt man ihn wohl so: Jesus hat als Haupt und Vertreter der Menschheit alle Folgen menschlicher Sünde bis zum bittersten Tode freiwillig auf sich genommen und damit ihre Schuld vor Gott gesühnt. Von manchen wird dabei sein Tod als für uns erlittene Strafe angesehen, von anderen wird dieser Gedanke umgangen durch Aussagen wie die von Professor D. H. Cremer: „Er erleidet, was die Sündenherrschaft in der Welt mit sich bringt, und was für jeden anderen Gericht über die Sünde ist.“ (Diktat in Vorlesungen über Dogmatik.)

Wir glauben, daß das, was an diesen Lehr-



meinungen Wahres und Richtiges ist, erst dann recht klar und einleuchtend wird, wenn Jesu Leben, Leiden und Sterben unter den einen großen Gesichtspunkt der Offenbarung von Gottes heiliger Liebe gestellt wird, und alle einzelnen Momente dieser Gesamtanschauung untergeordnet werden. An dieser unserer Auffassung ist die Art der Durchführung wohl neu, aber man kann doch sagen: Sie liegt in der Luft, sie liegt auf der Linie, auf der die Gedanken der von Ritschl her nach rechts sich entwickelnden Theologen mit denen derjenigen Konservativen sich begegnen, die sich von den altprotestantischen Formeln freigemacht haben und den großen Gedankenstoff selbständiger durchdenken. Von diesen letzteren erwähnten wir schon Professor D. W. Lütgert. Auch in Professor D. R. Seebergs „Grundwahrheiten der christlichen Religion“ klingt unsere Auffassung an, wenn er schreibt: „Das Kreuz Christi ist der höchste Ausdruck der Liebe Gottes, und ist das tiefste Gericht über die Sünde der Menschheit. Nicht nur jenes, sondern auch dieses mußte die Menschheit lernen. Sie mußte die Liebe Gottes erleben zugleich mit seinem heiligen Ernst, sie mußte die Seligkeit erfassen, zugleich mit dem Grauen vor der Sünde.“ (S. 127.) Wir möchten die Behauptung wagen, daß in Seebergs Buch der betreffende Abschnitt über „Das Werk Christi“ noch bedeutend gewinnen würde, wenn diese Gedanken als Richtlinien beibehalten würden.

Wie der Tod Jesu schon im Neuen Testament als ein Opfer verstanden und ihm stellvertretende Bedeutung zugeschrieben wird, so sind diese beiden Vorstellungen in die Anschauung aller Zeiten über den Heilswert des Todes Jesu mit verwoben. Daß Jesus sich selbst als Opfer Gott dargebracht hat, und daß er in seinem Tun und Leiden die Menschen vertreten hat, das läßt sich beides nicht nur mit den meisten der angeführten Auffassungen leicht vereinigen, sondern ist zum Theil fundamental in ihnen mit enthalten, wie unschwer zu erkennen ist. Diese beiden Ideen wollen wir daher nun prüfen, und zwar kann das unbeschadet dessen, daß sie beide im Zusammenhang stehen, doch für jede gesondert geschehen. Wir haben dabei Gelegenheit, unsere eigene Anschauung in ihre Konsequenzen zu verfolgen, und es wird sich uns zeigen, daß sie sich darin bewährt.

Es würde jeder vernünftigen Überlegung widerstreiten, wenn man annehmen wollte, daß die Opfer, die der wesentlichste Bestandteil im jüdischen Gottesdienst waren und im heidnischen Götzendienste sind, etwas völlig Unbegründetes sind und jedes verständlichen Sinnes entbehren. Da der Opferbrauch bei den allerverschiedensten Völkern des Erdballes bestand oder besteht, bei solchen, die ganz unabhängig voneinander, durch Raum und Zeit völlig voneinander geschieden sind, — nehmen wir etwa die alten Kelten und die heutigen Südseeinsulaner, — so ist man gezwungen, dafür eine psychologische Erklärung in der allgemeinen menschlichen Natur zu



suchen, und diese ist ja auch leicht zu finden. Man gibt im Opfer der Gottheit etwas hin. Es regt sich im Menschen unwillkürlich das Gefühl, einem höheren Wesen etwas schuldig zu sein, und dies unruhige innere Gefühl drängt ihn zu irgend einer äußeren That, ob sie freilich auch nicht recht zweckentsprechend ist. Denn der Mensch ist sich selber Gott schuldig, seine Gesinnung, sein Handeln, sein ganzes Leben. Das mag er nicht so hingeben, wie er sollte, und mangels sittlicher Kraft kann er es ja auch nicht. Darum findet er seinen Gott ab, an den er glaubt, und bringt ihm statt seiner selbst die Opfergabe dar. Immerhin hat es etwas Ergreifendes zu sehen, wie die Menschen in allen Völkern sich mühen, ihre Schuld gegenüber der Gottheit abzutragen.

Im Volk Israel nun erfuhr der Opferkultus entsprechend der Höhe seines Gottesglaubens eine Vertiefung. Er wurde als eine Ordnung der Barmherzigkeit Gottes aufgefaßt. So handelte es sich nicht mehr darum, Gott durch eine Gabe abzufinden; sondern die Gesinnung des dankbaren oder reuigen Gehorsams ist nun das Wesentliche beim Opfer, und diese Gesinnung ist doch wenigstens Selbsthingabe des Menschen an Gott, wenn sie auch nur beim Opfern besteht und nicht das ganze Leben des Menschen umfaßt. Ferner liegt ein besonderer Ernst darin, daß dem geweihten Priester die Vertretung des unreinen Volkes übertragen war. Und wenn das Blut des getöteten Thieres floß, so ließ man sich dadurch doch wohl, wenn auch nur von Ferne, daran er-

innern, daß eigentlich der Mensch selbst wegen seines Unrechts vor Gott sein Leben verwirkt habe.

Ist also die Opfereinrichtung letztlich aus der Empfindung hervorgegangen, daß der Mensch sich selbst Gott darzubringen schuldig ist, so leuchtet es ein, daß Jesu ganzes Leben und besonders auch sein Tod ein vollkommenes Opfer war. Er hat sich Gott seinem Vater hingegeben mit jeder Faser seines Wesens, mit jeder Regung seiner hoheitsvollen Seele, mit jedem Schritt auf seinem schweren Wege. Namentlich aber war sein freiwilliges Sterben für ihn ein gewaltiges Opfer, das er sich abgerungen hat. Wenn wir nicht vergessen, daß sich auch bei ihm, so gewiß er von höherer Art war, doch alles Denken in den Formen menschlichen Überlegens vollzog, daß also auch er auf den Glauben angewiesen war, so werden wir ermessen können, was sein freiwilliger Tod, dieser Sprung ins Dunkle, für ihn auf sich gehabt hat. Er war innerlich fähig zu dem großen, festen Entschluß, sich der Vernichtung preiszugeben, indem er sich dabei ganz Gott überließ, und im Vertrauen auf ihn daran glaubte, daß er trotz seiner Austilgung vom Erdboden und gerade so zu seinem Ziele kommen werde, nämlich eine Erlösung vieler zu bewirken. Auch der Gedanke, der den israelitischen Ritus beherrscht, daß nämlich das Opfer die von Gott geordnete und gebotene Weise sich ihm zu nahen ist, läßt sich unmittelbar auf das Werk Jesu anwenden. Aus vollkommenem Gehorsam gegen des Vaters Willen, gegen Gottes Ordnung, deren Zusammenhänge er erschaut und durchschaut, erklärt sich sein ganzes



Tun und Verhalten, besonders aber seine Willigkeit zu leiden und zu sterben.

Wenn also seine Heilandstat ein Opfer ist, und zwar ein Opfer, bei dem er Priester und Lamm zugleich ist, — denn er gibt Gott sich hin, — so liegt auch klar zu Tage, inwiefern sein Ernst und seine Liebe dabei beteiligt sind. Er hält eine ganz ungeteilte, restlose Hingabe an Gott für notwendig, — das ist sein heiliger Ernst. Zu dieser Hingabe aber ist er selbst bereit, nicht nur in der Erkenntnis der eigenen Sohnespflicht gegen den Vater, sondern auch in der Gewißheit, gerade so vielen anderen den heilsamsten ob auch schmerzlichsten Dienst zu leisten, — das ist seine einzige Liebe. Es paßt aber weiter auch voll in den Gedankenzusammenhang hinein, daß seine ernste Liebe als Offenbarung der göttlichen Heiligkeit und Liebe zu verstehen ist. Denn der Trieb zum Opfern im Menschen erklärt sich ja eben in erster Linie aus der Empfindung von Gottes Heiligkeit. Fühlen, daß man Gott etwas schuldig ist, heißt mit anderen Worten: fühlen, daß Gottes Heiligkeit etwas von uns fordert. Zugleich aber hofft der Opfernde, daß die Gottheit um des Opfers willen Erbarmen mit ihm haben, ihm günstig gesinnt sein werde. Der ganze Opferritus ist also begründet in einem Eindruck, ob auch verschieden starken Eindruck von der heiligen Größe Gottes, und zugleich in einer Ahnung von der Liebe Gottes. Was aber sonst oft nur als unbestimmte Empfindung über der Handlung gleichsam in der Luft schwebt, das vereinigt sich mit der Selbstdarbringung Jesu im höchsten Maße: Gottes Heiligkeit und seine

Liebe kommen hier zum vollendeten Ausdruck. Der Opfernde und zugleich Geopferte selbst empfindet sie ganz, offenbart sie, und die, für die er opfert, erkennen sie durch ihn. Wie wir sahen, ist der Glaube an Gottes Liebe dadurch erst recht ermöglicht, daß sich seine unantastbare Majestät mit ihr zugleich voll bekundete. Man kann also wohl sagen: um des Opfers willen wendet sich uns Gottes gütige und gnädige Gesinnung zu. Das ist dann aber freilich ganz anders gemeint, als wenn der Heide seinen Gott durch die Opfergabe umzustimmen hofft. Gottes Gesinnung ist vielmehr ewig dieselbe. Es handelt sich aber gerade darum, daß diese ewig gleiche Gesinnung sich den Menschen beweisen kann, daß die erbarmende Liebe Gottes geglaubt und doch dabei der unverfälschte Ernst Gottes gespürt wird, so, wie sie beide zusammen gehören. Also gerade, damit die allerhabene Unveränderlichkeit der Gesinnung Gottes gewahrt bleibt, hat sich Jesus Gott hingegeben, um das Organ dieser seiner Gesinnung zu sein.

Wenn also Hingabe an Gott Opfer ist, so ist es demnach kein willkürlicher Einfall und keine immer wiederholte geistlose Nachahmung, den Opferbegriff auf den Tod Jesu anzuwenden, sondern es hat das seine volle innere Berechtigung. Freilich lagen diese Beziehungen den neutestamentlichen Männern, die den sinnenfälligen Opferkultus vor Augen hatten, näher als uns. Wenn sie von dem Blute Jesu sprachen oder schrieben, so hatte das darum einen klaren, ernstesten und eindrucksvollen Sinn. Wenn dagegen heute in der englischen und in der amerikanischen



Kirche so gern vom Blute Jesu und von seiner Kraft geredet wird, und dies auch bei uns in Kreisen, die von dort her beeinflusst sind, nachgeahmt zu werden pflegt, so dient das nicht mehr in demselben Maße zu einer verständnisvollen Erbauung, weil heute der Hörer nicht mehr unwillkürlich in Gedanken die Beziehung zum Opfer setzt; vielmehr erscheint es manchmal fast so, als würde dem Blute Jesu eine magische Wirkung zugeschrieben. Eine Entwertung des Opfers Christi muß man es aber sogar nennen, wenn der katholische Priester es immer von neuem wiederholt; denn es war vollkommen, es ist für immer gültig und bedarf keiner Ergänzung und Wiederholung, selbst wenn eine solche durch den Priester möglich wäre. Immerhin hat der fromme Katholik, dem bei der Feier der Messe durch menschlich verkehrte Formen hindurch dennoch der Geist der Heiligkeit und Liebe Gottes ans Herz rührt, mehr als der, dem der Sinn des Opfertodes Christi überhaupt verschlossen bleibt, und der nicht dadurch Trieb und Kraft zur eigenen Hingabe an Gott empfängt.

Die andere Vorstellung, die sich bei fast allen verschiedenen Auffassungen von der Erlösungstatsache Christi wiederfindet, ist die der Stellvertretung. Um der großen Bedeutung willen, die ihr bei falschem Verständnis beigemessen worden ist, und bei richtigem Verständnis auch tatsächlich beizumessen ist, bedarf es hier eines ausführlicheren Eingehens. Obgleich der christliche Sinn des Begriffes „Stellvertretung“ bisher noch immer weiten Kreisen selbst der denkenden Menschen fremd geblieben ist, so ist doch,

was er sagt, keineswegs nur eine künstlerische Erfindung der Theologen, sondern es hat volle Wirklichkeitsbedeutung überall in der Welt, wo es nur eine Gemeinschaft von Menschen gibt. Das Verhältnis der Mutter oder des Vaters zum Kinde, des Freundes zum Freunde, des Hilfreichen zum Hilfsbedürftigen, des Verantwortlichen zum Unmündigen erfordert unendlich oft in irgend einer Weise und in irgend einem Grade Stellvertretung. Eine Mutter wirft sich über ihr Kind, um sich von dem herabfallenden Steine treffen zu lassen, der sonst ihr Kind getötet hätte. Ein Ernährer reibt sich auf für die, die er zu versorgen hat, und bringt sich so vielleicht in ein frühes Grab. Ein Mensch mit edlem Rettersinn stürzt sich in die Wellen, um einem anderen, der schon in ihnen zu versinken droht, beizustehen und verliert wohl selbst sein Leben dabei, während der andere noch gerettet wird.

Je mehr sittliche Maßstäbe in der menschlichen Gemeinschaft gelten, um so mehr tritt der Begriff der Stellvertretung in sein Recht. Darum hat vor allem natürlich das Christentum dazu beigetragen, dem sittlichen Verhältnis freiwilligen Eintretens der Menschen für einander Raum zu schaffen. Stellvertretung als ethischer Begriff ist ja im Grunde nichts anderes als Liebe. Auch innerlich mitfühlen mit anderen, auf sie bedacht sein, für sie besorgt sein, um sie bangen und für sie hoffen, auch das alles ist Stellvertretung. Sie beruht auf der Gemeinschaftsart der Menschen; denn die Menschheit als Ganzes ist ein Organismus; sie besteht nicht aus einer großen Zahl ganz selbst-



ständiger, unter sich unabhängiger Individuen, sondern es sind tausend unsichtbare Fäden gezogen, welche die nebeneinander lebenden Menschen miteinander verbinden und für einander verpflichten. Die Liebe ist es, welche die Verbindlichkeit für die anderen voll auf sich nimmt und so der schöpfungsgemäßen Bestimmung des Menschheitsorganismus gerecht wird.

Es ist danach ganz unabweisbar, den Stellvertretungsgedanken auch auf Jesus anzuwenden und ihn im höchsten Maße durch ihn verwirklicht zu finden. Es fragt sich nur, ob sich in den Worten Jesu selbst die Grundlagen dafür finden, oder ob die Idee erst nach seinem Tode von den ersten christlichen Theologen, man könnte auch sagen, von den ersten christlichen Dogmatikern, auf ihn und sein Erlösungswerk übertragen worden sind.

In der Tat steht nun einmal schon unleugbar fest, daß der Gedanke selbst ganz deutlich von Jesus ausgesprochen worden ist, allerdings nicht in der Art einer Lehrformel, sondern so lebenatmend, wie er immer geredet hat. „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!“ sagt der Heiland (Matth. 18, 5). Sehr bezeichnend ist die Stelle: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Zu diesen werde er dereinst sagen: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich!“ (Matth. 25, 40, 34.) In solchen Worten ist klar enthalten, daß Jesus sich eine Bedeutung zuschreibt, die er anstatt und für andere Menschen hat; er

deckt sie mit seiner Person, wie sie zu ihm gehören. Man muß sich nur wundern, daß so klare Belege für unsere Frage nicht allgemein verwandt worden sind. Man wird somit auch kein Bedenken tragen können, die Worte Jesu, daß des Menschen Sohn gekommen sei, sein Leben zu geben als Lösegeld für viele (Matth. 20, 28.), so aufzufassen, daß darin von seinem stellvertretenden Leiden und Sterben die Rede ist. Ebenso kommen auch darauf hinaus die Worte, die er sprach, als er den Jüngern nach dem letzten Passahmahle den Kelch reichte: „Das ist mein Blut des Neuen Testaments, das für viele vergossen wird“ (Mark. 14, 24). Liegt es denn fern, daß Jesus die großartige Prophetie des 53. Kapitels im 2. Jesajabuche selbst auch auf sich bezogen hat? Höchst wahrscheinlich kannte er auch jene Auffassung aus der apokryphischen Literatur des Judentums, nach welcher der Tod der Gerechten, die keine eigene Schuld abzubüßen haben, sühnende Bedeutung für die Sünden des Volkes hatte. Mit Recht sagt Professor Barth darüber: den Zusammenhang mit solchen Auffassungen aus dem Bewußtsein Jesu ausschließen, heiße „auf die tiefsinnigste religiöse Wahrheit, welche die Geschichte der Religionen durchzieht, gerade beim Christentum, wo sie die herrlichste Vollendung gefunden hat, verzichten“. (Die Hauptprobleme des Lebens Jesu 2. Aufl. S. 198.)

Es läßt sich also nicht gut bezweifeln, daß Jesu Denken die Vorstellung von seiner eigenen stellvertretenden Bedeutung enthalten hat. Noch viel sicherer aber ist, was zugleich wichtiger ist, daß die ent-



iprechende Empfindung sein ganzes Herz erfüllt hat. Er hat für die anderen gefühlt so sehr und noch viel mehr, als für sich selbst. Er hat heiligste Freude und tiefsten Schmerz für sie gehegt. Als er daran denkt, daß Gott sich den Unweisen und Unmündigen geoffenbart habe, da schlägt sein Herzpuls, von inniger Freude erregt. Luk. 10, 21. Als er auf die Massen des Volkes hinsieht, die wie Schafe sind, welche keinen Hirten haben, da erfasst ihn ein heißer, tiefer Jammer. Matth. 9, 36. Als er auf der Bergeshöhe steht über der Stadt Jerusalem, deren Untergang er vor Augen sieht, da weint er über sie, er, der sich doch wahrlich in eigenem Leid und Schmerz nicht weichlich gezeigt hat. Luk. 19, 41. Die beste Art von Mitfreude und von Mitleid, die heute und alle Zeit Menschenherzen bewegt, die haben sie im letzten Grunde von ihm. Da Stellvertretung im ethischen Sinne gleichbedeutend ist mit Liebe, würde also die Ansicht, daß man mit diesem Begriff einen fremden Maßstab an die Evangelien heranbringe, auf dasselbe hinauskommen, wie wenn man behaupten wollte, das Leben Jesu sei ohne Liebe gewesen. Die stellvertretende Bedeutung Jesu nicht erkennen, heißt, ihn gänzlich mißverstehen, es heißt, jede Möglichkeit, ihm psychologisch gerecht zu werden, aufgeben, es heißt, für sein einzigartiges, wunderbares Innenleben ganz und gar keinen Blick haben. In diese Bedeutung Jesu müssen wir uns darum nur noch mehr vertiefen und sie namentlich für das Verständnis der Höhepunkte in seinen Erdentagen noch mehr in Betracht ziehen.

Den ersten weihervollen Höhepunkt in seinem Berufsleben bildet seine Taufe. Watson hat in seiner schönen Darstellung des „Lebens Jesu“ so recht den Kern der Sache getroffen, wenn er über die Taufe Christi schreibt: „Was Jesus wünschte, war, seine vollkommene Reinheit und göttliche Würde, die sich selbst bezeugte und schützte, zu vergessen und in die tiefsten Tiefen der Sünde, in die unendlichen Leiden und Kümmernisse des menschlichen Lebens in Mitleiden und Mitgefühl zu tauchen, um dann die auf seinen Schultern ruhende Last, die aber niemals ein Teil seiner selbst werden konnte, zu heben. Dem sehr verzeihlichen Gedanken des Täufers nach hätte der Herr sein weißes Gewand mit ängstlicher Sorgfalt zusammenraffen und allein am Ufer stehen bleiben müssen, während das Wasser zu seinen Füßen von den Sünden der armen, kämpfenden Menschheit befleckt ward; aber dem Herzen Jesu nach mußte er in die Mitte des Flusses hinabsteigen, bis am Ende das, was weder die Wasser des Jordans noch irgend ein anderer tun konnte — durch sein lebenslanges Leiden und durch seinen Tod vollendet wurde. Diese Taufe war ein Sakrament der Liebe des Messias, ein Pfand für die völlige Hingabe an seine Mitmenschen, ein Symbol dafür, daß er sich vollständig den Menschen gleichstellte.“ (S. 69.) Wir meinen: ein solches Verständnis der Taufe Jesu ist in der Tat unabweisbar. Er ging an den Jordan von dem Trieb beseelt, sich den anderen zuzugesellen und sich in Liebe an ihre Stelle zu versetzen.

Nicht weniger hat Watson das Rechte getroffen,



wenn er über die dann folgende Berufstätigkeit Jesu hinzufügt: „Er sollte mit Zöllnern zu Tische sitzen und in ihren Häusern leben, am Brunnen mit verachteten Frauen reden, und die am tiefsten Gefallenen sollten ihm in angesehene Häuser folgen. Er sollte unter ungelehrte Leute und verachtete Provinzler gerechnet werden, aus der Tempelgemeinschaft als Reber ausgestoßen und ein Gotteslästerer genannt werden. Er sollte mit dem Abschaum des Volkes verkehren und in den Verdacht kommen, einer der schlimmsten zu sein. Das Wasser der Taufe sollte gleichsam immer über seinem Haupte bleiben.“ (S. 70.) Was in diesen Worten so schön geschildert ist, das ist alles die lebensvolle Ausmalung dessen, was der trockene Begriff Stellvertretung besagen will.

Die Höhepunkte aber in dem Erdenleben Jesu, für welche dieser Begriff noch in besonderer Weise das Verständnis erschließt, sind diejenigen, welche am Ende seiner Bahn liegen und zugleich in seiner Geschichte die Tiefpunkte sind. Man hat sein heftiges Ringen und heißes Beten in Gethsemane so aufgefaßt, daß das Grauen vor dem Tode ihn gepackt hätte. Und gewiß darf man ja nicht vergessen, daß Jesus auch physisch echt menschlich gefühlt hat. Aber es hieße doch wieder seine Persönlichkeit in dürftigster Weise geistig entleeren, wenn man hierbei stehen bleiben wollte im Hinblick auf sein Gethsemane-leiden. Auch bei jedem anderen Menschen, der nicht gerade oberflächlich ist, würden in einer solchen Lage die Faktoren seines geistigen und seelischen Lebens, besonders etwa die Beziehungen zu seinen Lieben, in seine Emp-

findungen mit hineinreden. Und da sollte bei Jesus mit seinem unvergleichlich tiefen und unererschöpflich reichen Innenleben nicht dasselbe der Fall gewesen sein? Warum will man ihm denn nur seine Seele nehmen, seine Heilandsseele? Wenn man von seinem Herzschlage nur ein wenig verspürt hat, so wird man sein Fühlen in der dunklen Gethsemanestunde nicht anders deuten können, als daß vor allem auch sein Verhältnis zu den Menschen, die zu lieben er zum Inhalt seiner Tage gemacht hatte, ihn so mächtig erschütterte. Er wußte im voraus, was die Menschen, die er erretten und für Gott gewinnen wollte, tun würden. Er mag sie mit seinem geistigen Auge vor sich gesehen haben, wie sie in der grauenhaftesten Gottlosigkeit handeln würden. Daß das die Menschen waren, die er auf dem Herzen trug, deren Messias und Heilmittler zu sein all sein Sinnen erfüllte, für die er sich im größten Maße verpflichtet fühlte, als ihr am höchsten von Gott begabter Bruder, das beugte ihn schon in der Vorempfindung so tief zu Boden nieder. — Also auch hier ist der Begriff der Stellvertretung der Schlüssel zur Wirklichkeit, zur Wirklichkeit der ergreifendsten Seelenvorgänge, durch die diese Erde geheiligt worden ist.

Wenn anders es aber wahr ist, daß die Liebe Jesus in den Tod getrieben hat, dann kann dieser Begriff am wenigsten versagen, wo es den Gekreuzigten zu verstehen gilt. Der Augenblick, wo Jesus rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ bedeutet hier tiefsten Tiefpunkt und höchsten Höhepunkt zugleich. Der Gedanke, daß Jesus



in seiner Qual an Gott und an sich selber irre geworden sei, ist von vornherein ausgeschlossen, da diese Worte entnommen sind aus einem Psalm, in welchem ein Schwergeprüfter sich zu neuem Gottvertrauen betend durchringt. Auch würde es schon gar nicht dazu passen, daß Jesus „Mein Gott!“ ruft. Aber richtig ist es, daß diese Worte aus einer äußerst niedergedrückten Seelenstimmung hervorgegangen sein müssen und das tiefste innerste Weh bezeichnen. Zugleich ist unbestreitbar, daß der Wortlaut des Ausrufes Jesu, auch wo es sich um ein Zitat handelt, erkennbar den Grund seines schweren inneren Druckes angeben muß. Er hält sich an Gott, er nennt ihn seinen Gott, und fühlt sich doch auch von ihm verlassen. Wie ist das Rätsel dieses Widerspruches zu lösen? Sicherlich wieder nur durch die richtige Psychologie seines Heilantums. Die Menschen, die die Leidenschaft ihrer Wut und ihres Hohnes selbst unter seinem Kreuze noch immer nicht gestillt haben, die dort so recht zeigen, wie gänzlich sie von Gott verlassen sind, sowie die anderen, die mutlos dabei stehen und in diesen finsternen Stunden auch ohne Gott sind, das sind die Menschen, die nächst Gott sein ganzes Herz besitzen, für die er mit jeder Faser seines ganzen Wesens da ist. Einer Mutter, die von ihrem Kinde geschlagen wird, ist es so zu Mute, als träfe sie ihre eigene Hand. So fühlt Jesus die Gottverlassenheit seiner Menschen, die zu suchen und zu retten er gekommen ist, wie seine eigene Gottverlassenheit, und in diesem Gefühl wird es Nacht um seine Seele.

Wir meinen, dies Verständniß ist zwar nicht alltäglich, wie es ja auch die ganze Sachlage gewiß nicht ist; aber es ist doch auch nicht gesucht, sondern bei richtigem Hineindenken in die Verhältnisse und in die Art Jesu geboten und allein möglich. Man kann Jesus nicht anders auffassen, als er sich selber aufgefaßt hat, nämlich daß er den anderen und nicht sich selber zu dienen gekommen ist, für sie da sein und sie vertreten will.

Es ist darum bezeichnend, daß nicht etwa nur eine bestimmte Schule und Richtung in der Theologie an der Theorie von der Stellvertretung festhält, sondern sehr verschieden gesinnte Theologen immer wieder darauf hinauskommen. Ein D. Martin Rähler bietet in seinen „Dogmatischen Zeitfragen“ tiefsinnige Betrachtungen über Jesus als unseren „geborenen, von Gott gegebenen und auch persönlich gewordenen“, „gewachsenen“ Vertreter (2. Teil. Zur Lehre von der Versöhnung S. 389 f.), und ein D. Martin Rade, gewiß ein ganz anders gearteter Theologe, hat gleichfalls Bedeutsames geschrieben über das stellvertretende Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu (Christliche Welt, Jahrg. 1903, Nr. 13—15).

In unsere Gesamtauffassung fügt sich der Begriff der Stellvertretung leicht ein, nicht nur, weil innere und äußere Stellvertretung der Empfindung und der Tat der Liebe entsprechen, sondern auch, weil es sich hier nur um eine Liebe handeln kann, die mit heiligem Ernst auf das Engste und Völligste verbunden ist. Das dürfte ohne weiteres klar sein. Wenn Jesus in der Taufe die Wasser



des Jordans über sich spülen läßt in dem Gefühl, den anderen sich gleichstellen und für sie eintreten zu müssen, so hat diese seine Liebesgesinnung gerade darin ihre Eigenart, daß sie mit dem größten Ernst die Menschen beurteilt. Hierin geht er noch über Johannes hinaus; denn er tut mehr als er, indem er innerlich selbst in den Bußschmerz für die anderen mit hineintaucht, den Johannes nur predigt und durch die Taufe veranschaulicht. Wenn Jesus ferner in Gethsemane und auf Golgatha so sehr niedergeschlagen ist in dem unwillkürlichen liebevollen Sichhineinversetzen in das Handeln der Gott entfremdeten Menschen, so bohrt sich doch eben darum der Stachel so tief verwundend in sein Herz, weil sein reines Heiligkeitsstreben dem Treiben der Menschen äußerst entgegengesetzt ist. Die Einheit von Liebe und Heiligkeit ist es in der That, die alles bei ihm erklärt.

So werden wir diesen Gesichtspunkt auch festhalten müssen, wenn wir nun noch auf die Frage eingehen, ob und inwiefern der Tod Jesu als ein Strafleiden zu betrachten ist. Da ist zunächst die Vorfrage zu beantworten, ob die Leiden der Menschen überhaupt als von Gott verhängte Strafe anzusehen sind. Ohne Zweifel entspricht es nicht der christlichen Auffassung, sie so zu beurteilen. Nur wenn der Mensch ohne Gott leidet, so ist das Strafe für ihn, so ist das sein Gericht, das er selbst an sich vollzieht, während auch das größte Elend, in innerer Gemeinschaft mit Gott durchlebt und durchlitten, in Ergebung und Vertrauen auf ihn ertragen,

ihm vielmehr zum Segen gereichen, zu seiner inneren Läuterung und Vertiefung dienen soll. Gericht ist die Aufhebung der Gemeinschaft mit Gott, die Trennung von ihm. Da Gott die ewige Vollkommenheit und Reinheit ist, stößt er seinem Wesen nach das Schlechte von sich ab. Entweder erfährt der Mensch darum, daß sein Leid ein Mittel der erziehenden Vaterliebe Gottes zu ihm ist, oder aber er leidet ohne Trost und Frieden von Gott, und das ist dann Strafe für ihn.

Deshalb ist es sicher, daß man nicht ohne weiteres sagen kann: Jesu Tod sei ein Straßleiden gewesen. Da es feststeht, daß er auch im Augenblick der größten Umdunkelung seiner Seele noch gerufen hat: „Mein Gott!“ so ist es unmöglich anzunehmen, daß er ohne Gott und ohne Halt gelitten hat. Aber freilich wenn er sich von Gott verlassen fühlte, insofern seine Liebe es mit sich brachte, daß er die Lage der Menschen wie seine eigene empfand, dann hat er doch auch gespürt, was Strafe ist. Als er sah, wie die Menschen unter dem Kreuz in ihrer Verblendung den Arm gegen Gott erhoben, da hat ihm die ganze Schrecklichkeit und Bitterkeit, die das mit sich bringt, keinen Gott zu haben, für sie durchs Herz geschnitten. Auch die Empfindung, wie es dem Menschen zu Mute ist, wenn er sich dann hinterher die quälendsten Selbstvorfürfe macht, oder aber wenn er sich im finsternen Trotz immer mehr verhärtet, mag in seinem Mitleiden mitenthalten gewesen sein, als er im stummen Schmerz vom Kreuz herabblickte. Dazu kamen noch die körperlichen Martern, die



er auszuhalten hatte. Wenn ein Mensch körperlich schwer leidet und dazu noch ein ruheloses, gequältes Gewissen hat, so ist das eine durch das andere um so schwerer zu ertragen. Beides zugleich ist dann nach der von Gott gesetzten sittlichen Weltordnung Strafe für ihn. Da sich aber auch bei Jesus die zerreißensten Schmerzen des Leibes und das niederdrückendste Mitfühlen der Seele mit den von Gott verlassenen, friedlosen Menschen verbunden haben, so trifft darin zu, daß er die Strafe der Menschheit auf sich genommen hat.

Es ist unrichtig, ja es ist unerträglich zu sagen, Jesus sei von Gott an unserer Stelle gestraft worden. Aber es ist vollkommen begründet zu sagen: Jesus hat unsere Strafe getragen. Es darf und soll der höchste Ausdruck unserer Betrachtung der Passion des Heilandes bleiben, daß wir in die Worte einstimmen: „Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.“ Nur daß wir unsere Anschauungen von der mechanischen Betrachtungsweise frei machen müssen, die dem einfacheren, ungelentfernten Denken früherer Zeiten, wie in so vielen Punkten, so auch hier noch anhaftete. Man darf es sich nicht so vorstellen, als würde die Strafe wie eine äußere Last von dem einen genommen und auf den anderen gelegt. An die Stelle einer solchen äußerlichen und mechanischen Auffassung muß vielmehr die geistige treten, die in das Innenleben Jesu sich versenkt, so weit das bei seiner Klarheit unserem schwachen, geblendeten Auge möglich ist. Sein erhabener Ernst und seine wunderbare Liebe scheinen

hell aus ihm hervor. Wenn wir den tiefsten Ernst mitleidender Liebe zu begreifen anfangen, dann verstehen wir, inwiefern die schmerzende Wucht der Strafe für unsere Sünde und Schuld auf ihm gelegen hat. Bedenken wir aber zugleich, daß mit dem allen doch nur Gottes Wille geschehen ist, so sind wir freilich von dem Gedanken der altprotestantischen Theologen, daß er für uns von Gottes Gericht getroffen worden sei, nicht mehr so fern, und doch bleibt eine klare, deutliche Scheidungslinie zwischen beiden Anschauungen gezogen. Immerhin kann es nun nicht geraten erscheinen, über die Theorie der Alten gering zu denken.

Jedenfalls aber trifft die neuere Auffassung, wie sie von Jul. Raftan vertreten worden ist, daß Jesus auch in seinem Leiden und in seinem Tode nicht Objekt, sondern Subjekt der göttlichen Heiligkeit gewesen sei, das Wesen der Sache richtiger (Dogmatik 3. u. 4. Aufl. S. 525); aber sie umfaßt doch auch wieder nicht die ganze Wahrheit. In erster Linie ist Jesus allerdings als aktives Subjekt der göttlichen Heiligkeit zu verstehen, d. h., er selber strahlt in allem, was er tut, und noch am meisten darin, wie er leidet und stirbt, den vollkommensten Ernst aus, in welchem wir Gottes Heiligkeit spüren. Er ist nicht Objekt der göttlichen Heiligkeit, insofern sie an ihm nichts findet, wogegen sie sich richtete. Aber er ist dennoch auch zugleich Objekt der göttlichen Heiligkeit, indem er in seinem seelischen Mitempfinden für die Menschen bei qualvollem Körperschmerz durchlebt, wie die ewige Maje-



stätt Gottes ihrem Wesen nach alles Schlechte am Menschen abstößt, mit anderen Worten: Objekt der Heiligkeit Gottes ist er, indem er die Strafe der Menschheit in erbarmendem Mitleid trägt.

So dient gerade auch der Gedanke des Strafleidens Christi dazu, uns die innige Einheit seiner wunderbaren Liebe und seines reinen Ernstes so anschaulich und eindrücklich zu machen, daß wir uns dadurch mächtig nach oben gewiesen fühlen. Welcher Ernst ist größer als der, der alle Folgen der Gottvergessenheit und der Gottverlassenheit, das ist der Sünde und ihrer Strafe, durchdenkt, durchfühlt und durchleidet? Welche Liebe ist größer als die, die das einzig für andere tat? Und wie kann eine vollkommeneren Einheit von Ernst und Liebe gedacht werden als die, in welcher der Gegensatz zu der Sünde deutlichste, klarste Form annimmt, und der Wille, den Sünder zu helfen, zugleich die höchste, äußerste Kraft entfaltet? Das ist der Fall in der Christusthat Jesu, in der Heilandstat, die der Zimmermannssohn aus Nazareth auf Golgatha vollbracht hat.

Ihre Deutung ist also mit kurzen Worten die: die Liebe Gottes hat dort vereint mit Gottesernst aus dem Tun und Denken einer menschlichen Persönlichkeit in die Welt hinein geleuchtet, und wir können daraus entnehmen, was empfängliche Menschen zu allen Zeiten daraus entnommen haben: Gott vergibt, wo wir Menschen fehlen, aber nur so, daß dabei seine reine göttliche Vollkommenheit gänzlich unangetastet bleibt, und wir

können darum an seiner vergebenden Gnade nur Teil haben, wenn wir uns in seinen guten, heiligen Willen herzlich und freudig fügen und finden. Da die Kreuzestat Christi uns die Heiligkeit Gottes offenbart, so lehrt sie uns, wie wahr es ist, daß die unvergebene Sünde von der Gemeinschaft mit Gott ausschließt, wie berechtigt es ist, ein reges, tiefes Schuldgefühl zu haben und Selbstgericht an sich zu üben. Da die Kreuzestat Christi uns die Liebe Gottes offenbart, so lehrt sie uns, wie begründet es aber zugleich auch ist, Trost und Zuflucht in dem göttlichen Verzeihen zu suchen, sich im seligen Glauben an die Güte und das Erbarmen eines Vaters im Himmel aufzurichten.

So ist in der Tat die Einheit der göttlichen Liebe und Heiligkeit der Grundgedanke, der am leichtesten und sichersten zum Verständnis der Christusstat führt. Er ist am unmittelbarsten aus ihr entnommen und beschreibt ihre Bedeutung am umfassendsten. Man kann auch nicht einwenden, daß der allgemeinste Begriff wie gewöhnlich so auch hier der leerste sei. Denn kann es inhaltsvollere Begriffe geben, als die der Liebe und Heiligkeit Gottes? Wenn durch die ganze Religionsgeschichte als deutlich vernehmbarer Unterton die Frage hindurchklingt, wie sich die beiden zusammen finden, so ist also die Erkenntnis ihrer innigsten Einheit die rechte Lösung für das Problem aller Religion. Das Kreuz Christi bietet sie uns, das auf dem Höhepunkt der Weltgeschichte und der Religionsgeschichte steht. Von hier aus wird unser Gottesglaube klar und bestimmt.

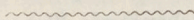


und von hier aus wird unser Heilsglaube licht und tief. Der Glaube an das Heil Gottes hat hier für immer tragfesten, sicheren Grund. Ebenso empfängt von hier aus auch unsere christliche Sittlichkeit den rechten Inhalt. Denn wenn man das Prinzip der christlichen Ethik im „christlichen Charakter“ finden will, so kann der Sinn der Christusthat auf Golgatha in Übereinstimmung mit dem ganzen Leben Jesu uns sagen, was denn das Besondere ist, daß einen Charakter zu einem christlichen macht, nämlich die Verbindung von wahrer Liebe mit vollem sittlichen Ernst.

*k* Darum muß immer von neuem und besonders auch in unserer Zeit das Kreuz Christi wieder vor den Augen der Menschheit aufgerichtet werden. Es ist wegen der Offenbarung des vollkommensten Ernstes ein Anziehungspunkt für alles redliche Streben, ernstliche Wollen und sich wund reibende Mühen. Es ist wegen der Offenbarung der höchsten Liebe ein Ruhepunkt für alles Suchen nach Frieden, alles Sehnen nach Trost, nach innerer Erquickung und Ermutigung. Das schlagende Gewissen kann zustimmen und das bedürftige Herz zujauchzen. So wird das Kreuz von Golgatha nicht aufhören das innerste Verlangen zu stillen und zu beseligen. An seinem Fuße wird sich immer wieder alles tiefe Seelenregen, das sonst in der Welt irrt und ruhelos umhergetrieben wird, daheim wissen können. „Es ist das Kreuz von Golgatha Heimat für Heimatlose.“

Wenn Goethe gesagt hat: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer

wieder emporgearbeitet hat!" so können wir im Gedanken an uns selbst, wie im Blick auf unser Volk und auf die ganze Menschheit festhalten, daß das auch in alle Zukunft geschehen wird. Damit aber diese große Persönlichkeits-, Volks- und Weltmission des Christentums erfüllt werden kann, ist es vor allem nötig, daß wir in unserem Denken wie mit unserer Tat dem anderen Worte Goethes recht geben: „Die Christenheit wird sich am Kreuze immer wieder zurecht finden!"





## Anhang.

### **Der Stellvertretungsgedanke in der Dichtung.**

Wir haben bezüglich des Stellvertretungsgedankens im Vorhergehenden zu zeigen versucht, daß er keine leere Erfindung der Theologen ist, sondern, daß er lebenswahre und lebensstiefe Bedeutung hat. Es ist darum kein Wunder, daß diese Idee von je her auch in der Dichtung ihren Platz gefunden hat. Aus dem alten griechischen Mythos schon ist die Opferung Naukikaas anzuführen. Durch ihren stellvertretenden Tod wird Odysseus, dem Typus des irrenden und suchenden Menschen im griechischen Altertum, die Rückkehr zum heimischen Herde ermöglicht. Auch sei erinnert an die Darbringung Iphigeniens auf den Altar der Aphrodite in Aulis, um den Griechen glückliche Meeresfahrt nach Troas zu verschaffen. Da die Sage als die ursprünglichste Form der Volksdichtung anzusehen ist, so können wir hier auch auf die römische Heldensage hinweisen, nach welcher Marius Curtius in einen Erdbriß hineinsprengte, um das Vaterland zu retten.

Gehen wir dann zu unserer deutschen Dichtung über, so erwähnen wir von den Klassikern Schiller,

der in seiner „Bürgschaft“ die stellvertretende Freundestreue so schön verherrlicht hat. Schon der äußere Umstand, daß es sich dabei um Kreuzigung handelt, erinnert daran, daß Christus den gleichen Freundesdienst der ganzen Welt erwiesen hat. — Auf Goethes Iphigenie, dies tief in christlichen Geist getauchte Drama, verlohnt es sich in diesem Zusammenhang näher einzugehen. Es handelt sich darin hauptsächlich um Stellvertretung im inneren Sinne als Mitempfinden und Mitleiden. Wir wollen statt unser einen Forscher reden lassen, der sich als ein sehr feinsinniger Beurtheiler der Goetheschen Dramen bewiesen hat. Der bekannte Philosoph Cuno Fischer schreibt in seinen Goetheschriften über Iphigenie: „Die Entführung eines schuldbeladenen Geschlechtes macht das Grundthema unserer Dichtung aus, und dieses Thema hat im höchsten Sinne eine religiöse Bedeutung. Je blinder die Leidenschaften in der Menschennatur wüthen und Schuld auf Schuld häufen, um so verstrickter sind die Menschen in ihre Übeltaten, um so weniger rührt sich ihr Gewissen. Mit der Läuterung beginnt und wächst an Tiefe das Schuldgefühl, welches der Mensch in seiner Sünden Maienblüte nicht hat. In jedem, der eine wirkliche, ernsthafteste Läuterung in sich erlebt, ist es der schon gebesserte und neue Mensch, der das Schuldgefühl trägt und leidet für den alten, noch ungebesserten und schuldigen: er leidet statt seiner oder an seiner Stelle. Eine völlig lautere und reine Seele, die keine eigene Schuld hat, fühlt und leidet die Schuld derer, welche sie liebt, von ihrem Elende befreien, von ihrer



Schuld entlasten und zu einem neuen geläuterten Leben führen möchte. Wenn die anderen, die sie liebt, die ganze Menschheit sind, so besteht in diesem stellvertretenden und erlösenden Leiden die Christusstat.

In unserer Dichtung ist es das Geschlecht des Tantalus, das der Entführung bedarf, und aus dem eine Seele hervorgegangen ist, völlig rein und schuldlos, die an den Leidenschaften, die ihr Haus zerrüttet haben, an den Freveln, die daraus entsprungen sind, gar kein Anteil hat, aber deshalb diese Frevel bis in ihre Wurzeln erkennt, und da sie das schuldbeladene Geschlecht liebt, so ist sie es, die für alle die anderen das Schuldgefühl trägt und leidet. Darum ist und fühlt auch sie allein sich berufen zur Entführung des Hauses.

Ich möchte nicht mißverstanden sein, wenn ich den Ausdruck „stellvertretendes Leiden“ brauche, womit bekanntlich das tiefste und nach der gewöhnlichen Meinung dunkelste Mysterium der christlichen Religion und Kirche bezeichnet wird. Ich halte mich hier mit dieser Vorstellung in den Grenzen einer rein menschlichen Betrachtung.“ (M. a. D. S. 45—47.) So richtig Cuno Fischer im ganzen den Sinn der Goetheschen Dichtung in diesen Worten wiedergibt, so hat doch seine Auffassung eben den einen Mangel, daß sie „in den Grenzen einer rein menschlichen Betrachtung“ bleibt, obgleich er doch selbst sagt, daß das Thema der Dichtung religiöse, das heißt auf Gott bezügliche Bedeutung hat. Es ist dies der so oft wiederkehrende, eigentümliche Trieb, möglichst

wenig mit Gott zu rechnen, letztlich zu erklären aus der allgemein menschlichen Scheu vor Gott, den man nicht genug als versöhnten und gnädigen Gott erkennt und empfindet. Wenn es anders wirklich einen Gott gibt, so ist aber nichts klarer als dies, daß der Gedanke an ihn der höchst beherrschende sein muß, wo es sich um die Bedeutung der Stellvertretung handelt, welche die Erlösung und Entlastung des schuldbeladenen Gewissens herbeiführt. Denn das Gewissen fühlt sich vor Gott schuldig, und nur in der deutlichen Beziehung auf Gott kann es deshalb Erlösung finden. Das Wort: „Alle menschlichen Gebrechen fühnet reine Menschlichkeit!“ führt uns also nicht bis ans Ziel. In Goethes *Iphigenie* kann die Spitze der Gedanken doch wohl nur die sein: die schuldlose, reine *Iphigenie*, die den Fluch ihres Hauses und das Unglück ihres Bruders *Orestes* liebend und mitleidend auf ihr Herz nimmt, führt dessen Läuterung herbei, indem sie ihn durch ihre Liebe zu ihrer reinen Höhe emporzieht. Dieser rein menschliche Erlösungsprozeß wird allerdings, was *Euno Fischer* übersieht, noch dadurch überboten, daß *Iphigenie* ihre Reinheit und lautere Hingabe an die Gottheit beweist und bewährt. Hier haben wir in der Dichtung immerhin eine Annäherung an die voll-christliche Anschauung von der Erlösung, an den wahren Sinn der Christusthat, die dem Menschen vor allem in seinem Verhältnis zu Gott zurechthilft und dadurch allein ihm auch die echte Menschlichkeit ermöglicht. Die Erlösung bringende Gestalt tritt vor die Gottheit hin, empfängt und bietet dann den Menschen Heil



und Rettung als Gabe von ihr. Hierin müßte die Dichtung gipfeln. Trotz unserer Einwendungen aber bleibt es uns höchst bedeutsam, daß Goethes ganzes Drama von dem christlichen Gedanken der Stellvertretung getragen wird.

Zwar nicht innerlich so reich wie Goethes Sphigenie, dafür aber mehr dem wirklichen Leben entzogen ist Friedrich Hebbels Frauengestalt Agnes Bernauer in seinem gleichnamigen Trauerspiel. Auch ihr Geschick ist stellvertretendes Leiden, allerdings nicht inneres Mitleiden, sondern äußeres Gewalt Erleiden für die anderen. So ist denn hier auch die Bedeutung der Stellvertretung eine wesentlich andere. Agnes Bernauer muß in den Tod, weil ihre Beseitigung ein staatliches Erfordernis, für das Glück und den Frieden Tausender notwendig ist, ohne daß sie selbst diese Notwendigkeit einsieht, und ohne daß sie aus Liebe zu den Mitmenschen, die zu leiden hätten, wenn sie nicht litte, selbst den Tod begehrte. Aus Liebe freilich erwählt auch sie ihn und zieht ihn der einzigen Möglichkeit ihrer Rettung, dem Verzicht auf ihre eheliche Liebe und Treue, vor; sie stirbt vielmehr für die Herrlichkeit ihrer Liebe zu dem Fürstensohne, dessen unebenbürtige Gattin sie geworden ist, und den sie dadurch hindert, nach seinem zukünftigen Herrscherberuf zu handeln. Nicht nach Seiten ihrer Einsicht und ihres freien Willens, aber nach Seiten der zwingenden Gründe der Staatsraison, denen sie erliegen muß zum besten der anderen, ist also ihr Ende ein stellvertretendes Sterben. Insofern läßt uns auch dies Hebbelsche Drama

einen tiefen Blick tun in den Organismus der Menschheit, in den sittlichen Zusammenhang, die den einen für die anderen in Anspruch nehmen. Dabei bleibt es freilich eine Frage für sich, ob nicht in diesem Fall das Eintreten der dem Tode Preisgegebenen nur dadurch erfordert wurde, daß die angewandten Maßstäbe im sittlichen Menschheitsorganismus zeitlich bedingte, unzulängliche waren. Immerhin hat der Grundgedanke der Tragödie nahe Verwandtschaft mit dem Sinn des Leidens Christi, und diese ist auch von Hebbel selbst empfunden worden, wie an einer Stelle deutlich zum Ausdruck kommt. Als man Agnes Bernauer davon zurückzuhalten sucht, um ihrer Liebe willen den Tod zu wählen, antwortet sie mit den Worten, die Jesus zum warnenden Petrus spricht: „Hebe dich von mir, Versucher!“

Eine größere Annäherung an den christlichen Gedanken haben wir in Richard Wagners „Fliegendem Holländer“, dieser weit schlichteren Dichtung. Dort handelt es sich nämlich wieder um Erlösung von Schuld und Fluch. Die stellvertretende Liebe eines Weibes rettet hier einen ruhelos auf den Wogen des Weltmeeres umherirrenden Seefahrer, der alle sieben Jahre an Land geht, um Liebe und Treue zu suchen. Eine innere Begründung dafür, inwiefern diese stellvertretende Liebe zu retten vermag, ist nicht gegeben. Höchstens kann man aus dem Schluß des Werkes entnehmen, daß sie in ein höheres, lichterens Reich der Ideale oder des Jenseits hinüberführt. Interessant ist es, daß Richard Wagner den christlichen Gedanken der Erlösung durch stellvertretende



Liebe von einem Dichter jüdischer Abkunft und nicht-christlicher Denkart übernommen hat, nämlich von Heinrich Heine, der in einem Aufsatz des Pariser Salon der nordischen Sage von dem fluchbeladenen Schiffer diesen versöhnenden Schluß gegeben hat. Aber das Beste verdanken wir doch Wagner selbst, die innigen Töne der Erlösungsweise, durch die der Gedanke in unser innerstes Empfinden eingeht.

Voll in die sittlich religiöse Anschauungswelt führt uns erst Richard Wagners letztes und reifstes Werk hinein, sein „Parsifal“. Abgesehen vom dichterisch symbolischen Beiwerk, sind es hier recht eigentlich die christlichen Heilswahrheiten, die in hehrster künstlerischer Form verkündet werden. Parsifal, der „reine Tor“, tritt mitleidend ein für den König und die Ritter des Grals und bringt ihnen dadurch die Erlösung. Im letzten Grunde aber rührt die erlösende Wirkung seines Tuns her aus dem Heil, das der Heiland in Mitleid sterbend der Menschheit erworben hat.

In Dickens Roman „Zwei Städte“, einem der schönsten des großen britischen Erzählers, findet sich eine Stelle, auf die hier auch hingewiesen sein soll. Während der französischen Revolution in der Zeit schrecklichsten Mordens begibt sich ein Mann freiwillig in die Gefangenschaft, um unvermerkt an die Stelle seines Freundes zu treten, kurz ehe dieser durch die Guillotine hingerichtet werden soll. Er will ihn seinem Weib und Kind erhalten. Diese Absicht hat im schwersten inneren Kampf die Probe zu bestehen. Aber er rafft seine ganze Seelenkraft zusammen, und die hin-

gebende Treue behält den Sieg. Ruhig und fest geht er in den Tod, indem er sich noch einmal wie schon vorher oft die trostreichen Worte zuflüstert: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Nachfolge Christi im stellvertretenden Erleiden des Todes verbindet sich hier mit hoffnungsstarkem Glauben an ihn. Es heißt in dem Roman von dem Manne: „Sie sagten von ihm in der Stadt an jenem Abend, daß es das friedlichste Menschengesicht gewesen, das jemals dort erblickt worden. Manche setzten hinzu, daß er erhaben und prophetisch ausgesehen.“ Und als seine letzten Gedanken führt Dickens an: „Was ich tue, ist etwas viel, viel Besseres, als ich jemals getan; die Ruhe, zu der ich eingehe, ist viel seliger, als ich sie jemals gekannt habe.“

Auch die moderne und allermmodernste Literatur zeigt uns, daß die Stellvertretungs-idee ihre Anziehungskraft auf die tiefer Denkenden und Empfindenden noch immer beweist. Zwei Beispiele wollen wir anführen, Gerhard Hauptmanns „Armen Heinrich“ und Gustav Frenssens „Hilligenlei“. Gerhard Hauptmann hat die mittelalterliche Fabel aus Hartmann von der Aue's Epos „Der arme Heinrich“ von der Heilung eines aussätzigen Ritters durch die Bereitschaft eines Mädchens, sich für ihn töten zu lassen, in ein modernes dramatisches Gewand gekleidet. Als echt naturalistischen Dichter hat ihn offenbar dabei nicht wenig die Aufgabe gelockt, die Wirkungen des Aussatzes so realistisch wie möglich zu schildern. Aber andererseits ist doch auch nicht zu bezweifeln, daß die seelische Größe der Liebe, die zu



stellvertretenden Leiden und Sterben bereit ist, sein Dichtergemüt ergriffen hat, — in seinem dichterischen Empfinden wogt ja auch sonst manchmal Realismus und Idealismus eigenartig durcheinander. Man wundert sich auch nicht, daß er im „Armen Heinrich“ das erotische Moment stark mit heranzieht zur Erklärung der Opferfreudigkeit der zarten Mädchen-gestalt, die bereit ist, für ihren Herrn einzutreten; aber er stellt ihre Liebe doch nicht als eine niedrig sinnliche, sondern als eine ideale dar. Anders würde es ja auch gar nicht dazu passen, daß sie einzig nur darauf bedacht ist, den, den sie liebt, durch ihren Tod aus dem Elend zu erretten. Wie es der Dichter meint, zeigen seine Worte: „Was himmlisch schien, ist himmlisch, und die Liebe bleibt — himmlisch, irdisch — immer eine nur.“ So hindert auch einen Gerhard Hauptmann sein moderner Naturalismus nicht, dem christlichen Gedankenkreise, um den es sich uns handelt, nahe zu kommen. Denn die mittelalterliche Fabel selbst, die er verwendet, ist ja auch nur durch die Erinnerung an den Sühnetod Christi zu erklären.

Gustav Frenssen hat seine frühere Beschäftigung mit der christlichen Ideenwelt im Beruf nicht darin verleugnet, wie er den Charakter des Helden in seinem Roman „Hilligenlei“, Kai Jans, innerlich ausstattet. Kai nämlich wird von einem drückenden, schmerzlichen Gefühl ergriffen, wenn er das schlechte, niedrige Treiben der Menschen um sich her sieht. Als er, noch halb ein Kind, zuerst unter die Leute kommt, und Unrecht, Lug und Trug bei ihnen findet,

da wirft er sich einmal weinend auf den Erdboden nieder. Das ist stellvertretendes inneres Leiden. Wenn Frenssen hieraus das sehnstichtige Suchen nach Hilfigenlei, dem heiligen Lande, wo die Menschen besser sind, herleitet, so ist das eine treffliche, tiefe, echt christliche Motivierung. Sie ist das Beste an seinem Roman; nur schade, daß ihr die Lösung nicht entspricht. Auf sein tiefes Problem würde Frenssen nie gekommen sein ohne den wirklichen Christus und das wahre, bleibende Christentum. Und doch versucht er die Lösung durch einen erdichteten Christus, ein mattes, schnell vergängliches Phantasiegebilde. Das Fragen und Suchen aber, das in dem Roman zum Ausdruck kommt, ist unvergänglich. Wer, dem die christliche Gefühlswelt nicht ein verschlossenes Reich ist, hätte nicht schon Ähnliches empfunden wie Kai Jans! Wenn man nachdenkt über die Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit gegen alles Höhere und Bessere, die in weiten Kreisen herrscht, wenn man die leichtfertige Genußsucht so vieler sieht, wenn man etwa einmal ein Stück vom Nachtleben der Großstadt mit seiner seelischen Verrohung vor Augen bekommt, wen packte da nicht tiefe Wehmut! — In der Dichtung aber wird der Stellvertretungsgedanke fortleben, so lange nicht das beste, edelste Empfinden aus ihr verbannt ist, so lange echte, reine, geheiligte Liebe ihr höchster Gegenstand bleibt.





estrafung genug für die Schuld der  
An dieser Auffassung ist etwas, was  
zugleich etwas, was in unser Denken  
nicht eingehen will. Die Liebe Christi  
er nicht gedacht werden, als wenn er  
enschen strafen ließ. Aber wir können  
ken gegen die sittliche Möglichkeit,  
Schuldigen auf einen Unschuldigen  
nicht überwinden.

Weise kann man von all den ver-  
ob auch sich berührenden Theorien  
te sagen, daß die Offenbarung der  
der Liebe Gottes in ihnen mit ent-  
haben wir den Gedanken daran in  
und unmittelbar, sondern in mehr  
remdartigen Hüllen. Jedenfalls be-  
um das Verständnis der Heilswir-  
s Jesu. Das Verlassen dieses Stand-  
dann jedoch angebahnt durch die  
16. Jahrhundert und durchgeführt  
alisten im 17. Jahrhundert.

n a l i s m u s gab die Heilsbedeutung  
o Sterbens Jesu ganz preis; nach  
n seinem Leben wie in seinem Sterben  
erbild eines sehr frommen und guten  
as ganze Christentum für jene Zeit  
sehen annahm, so ist es ja erklärlich,  
tern des Christenglaubens zuerst da-  
urde.

Schleiermachers, des Begrün-  
Theologie, bedeutet eine Rückkehr

